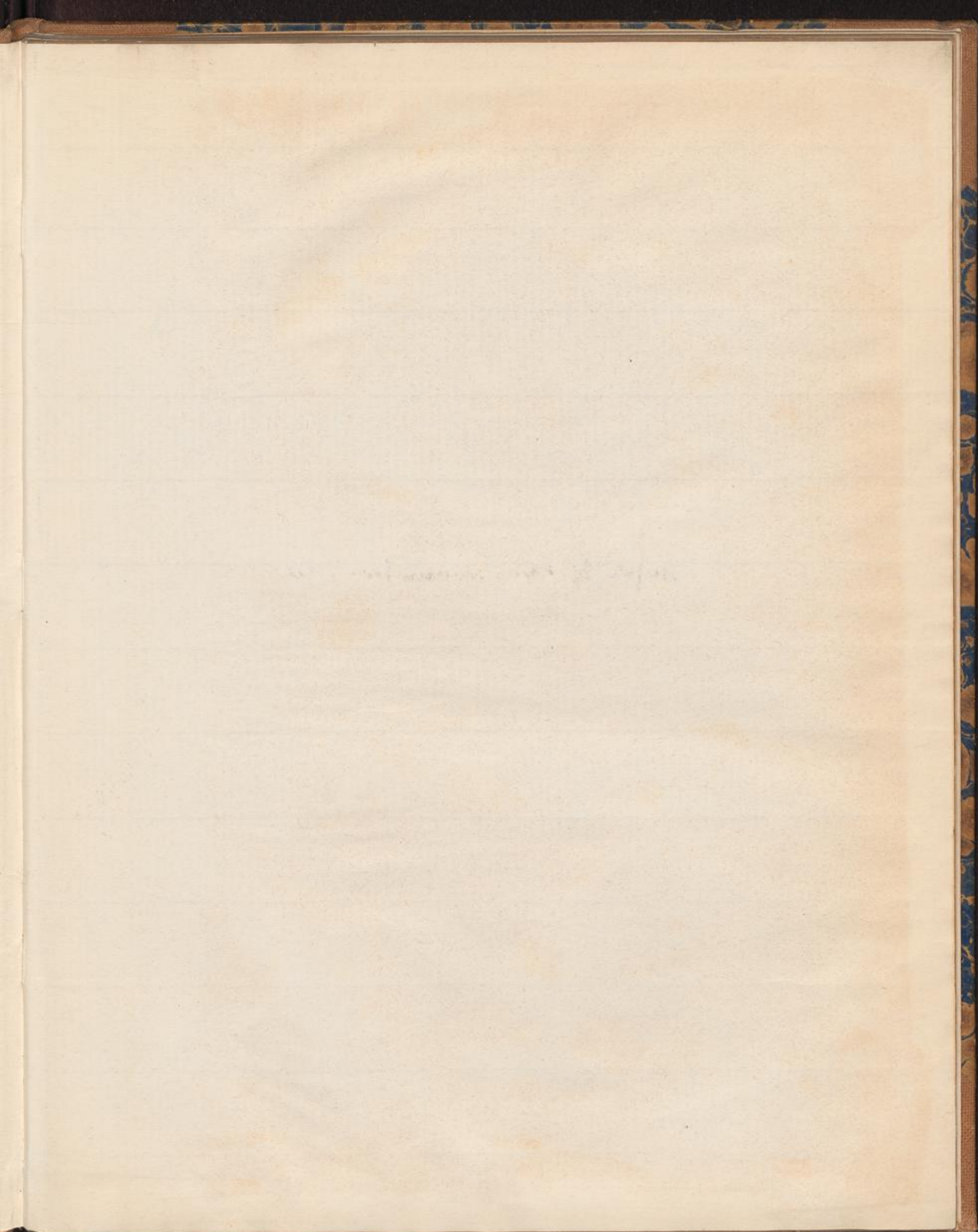


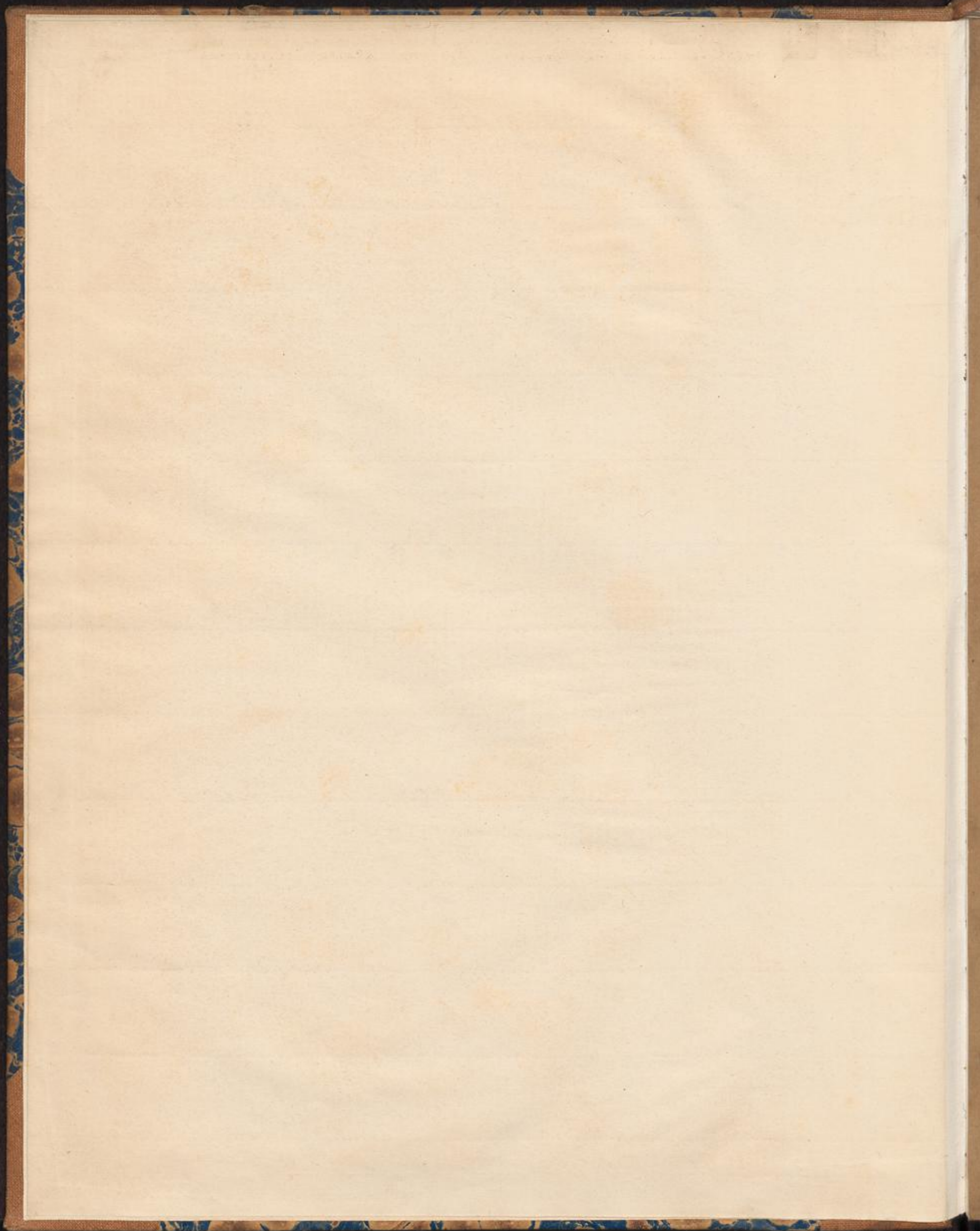


4*
D. Sp. G.
1430
Rara

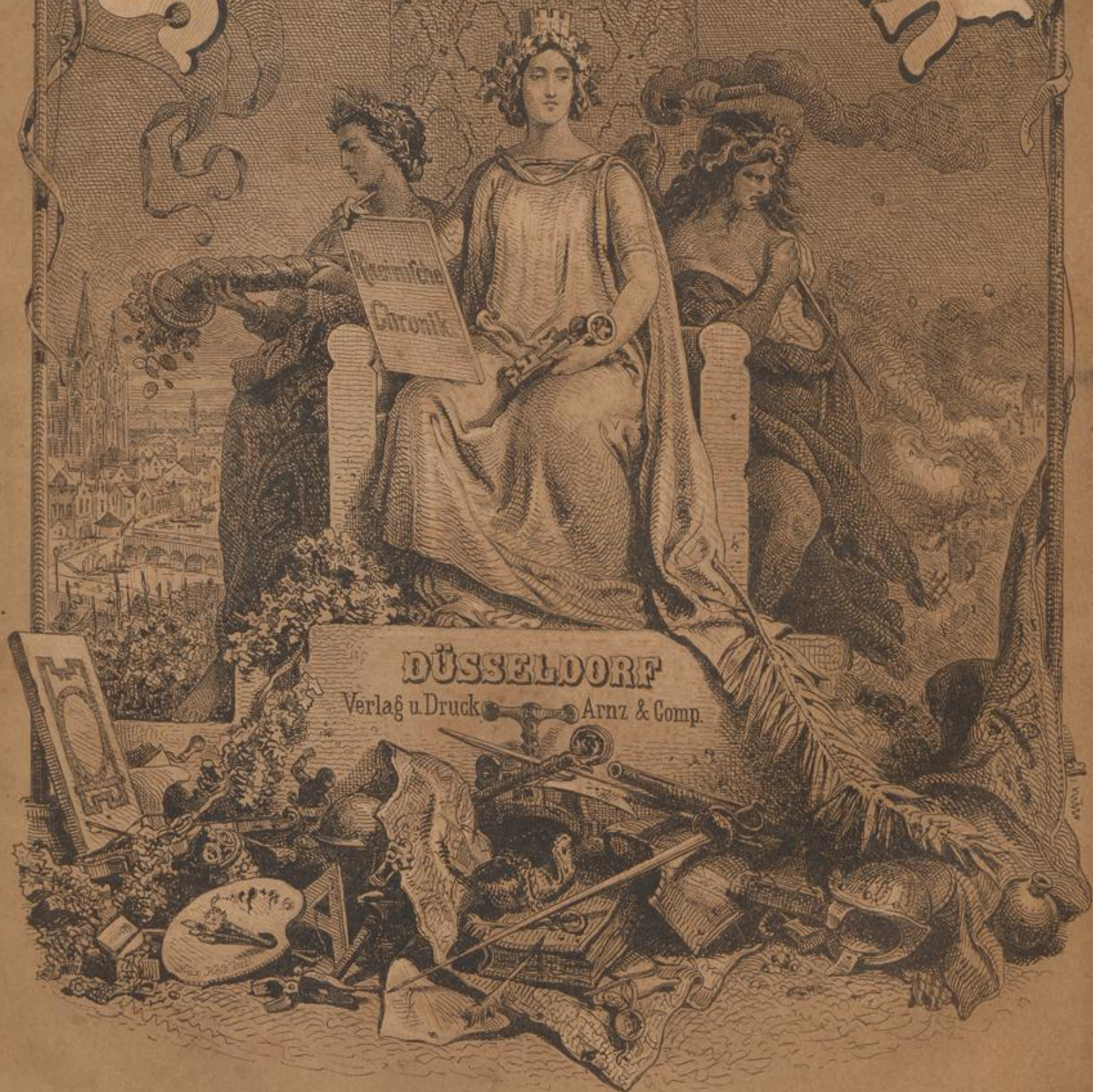
Riemann 2195

Zusatz 3 (Ergänzungsmann) folgt!

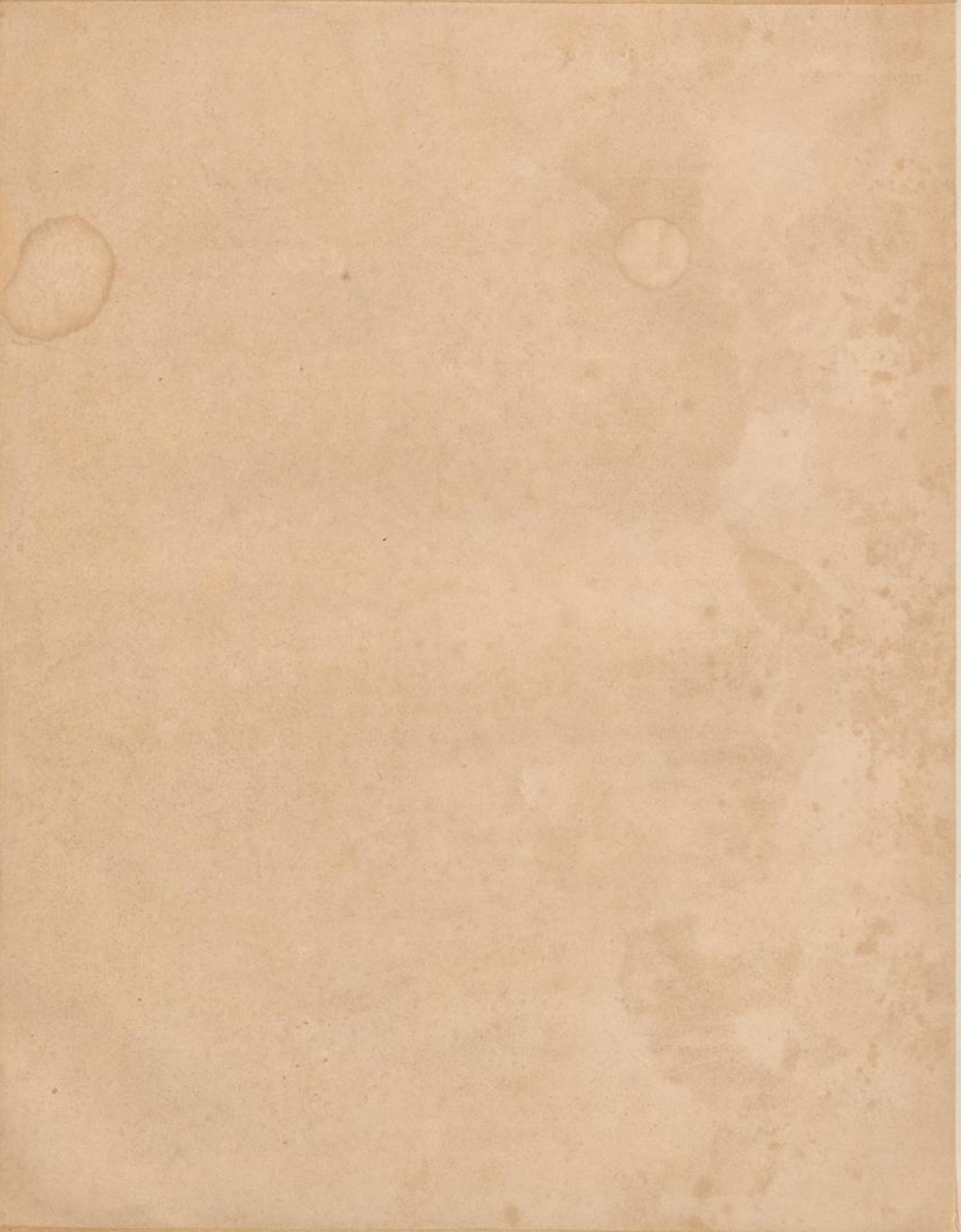




STÄDTE-CHRONIK



DÜSSELDORF
Verlag u. Druck Arnz & Comp.



Die
Chronik der Stadt Cöln

von

Nik. Hofer.

Uns ist in allen maeren wunders viel geseit,
Von helden lobebaeren, von grozer kuonheit,
Von fröuden hochgeziten, von weinen und von klagen,
Von küener recken striten, maget ir nu wunder hoeren sagen.

Ribelungenlied.

Mit Illustrationen.

Düsseldorf.

Verlag des lithographischen Instituts von Aruz & Comp.

1854

Rara
DSp 1430 (47)

Chronik der Stadt Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Düsseldorf, Buchdruckerei von G. Voß.

11. 525



C. Scheuren. fec.

J. B. Sonderland. lith.



Er mordung des Erzbischofs Engelbrecht von Köln
den 7. Nov. 1225.



Richmodis von der Aducht.

Die Chronik der Stadt Cöln.

I.



Wer mit gerechtem Stolze dem alten Spruche lauscht: „Ein König der Ströme ist der Rhein, die Donau soll seine Gemahlin sein“, der wird auch wissen, daß von Cöln, dem „deutschen Rom“, behauptet wurde: „Qui non vidit Coloniam non vidit Germaniam“ und daß die Cölner selbst von sich rühnten „Cöllen eyn Kroyn boven allen steden schoyn“. Niemand ist aufgestanden, der das widerlegt hätte und noch heute ist die alte RheinStadt aller Bewunderung werth, wenn auch die Zeit viele stolze Tempel und Ritterburgen gebrochen hat und eine Menge Kunstwerke, Zeugen des Reichthums und des Kunstsinnes cölnischer Bürger, in alle Weltgegenden zerstreut oder der Vernichtung preisgegeben worden sind. Als die Uhier von den Sueven gedrängt sich auf dem linken Rheinufer ansiedelten, bauten sie um ihr Heiligthum, die vielbespochene Ara Ubiorum, ihre Wohnungen. Kaiser Claudius erweiterte die germanische Pflanzung und nannte sie zu Ehren seiner Gemahlin Agrippina, die dort geboren war, Colonia Agrippina. Von germanischer Eigenthümlichkeit war um so weniger mehr die Rede, als die Uhier sich willig den Fremden unterordneten, und ihre Sitten und Bräuche, ihre Religion und wohl auch ihre Sprache annahmen. Cöln war der Hauptsitz römischer Macht in Untergermanien geworden: es hob sich der Wohlstand seiner Bewohner und die Pracht der Tempel, Palläste, der öffentlichen und Privatgebäude wetteiferte mit dem Glanze Roms, das die ganze Blüthe seiner Cultur am Rheine entfaltet hatte. Auf der Höhe, da wo jetzt St. Maria im Capitol das Kreuz in die blauen Lüfte hebt, stand das Capitol; eine andere

Höhe, jetzt mit dem Dome geschmückt, trug das Wassercastell, von wo ein Aquaduct das köstliche Wasser der Eifel nach der Römerstadt führte. Mittelalterliche Sagen berichten, die Cölner hätten sich durch diesen Kanal den Moselwein von Trier nach dem Rheine schaffen lassen. Gewiß ein Beweis für die Güte und Fülle dieses edeln Trankes, dessen Lieblichkeit schon alte Lieder feiern. Im Lobgesang auf den heiligen Anno heißt es:

Triere was ein burg alt,
Si cierti Romere gewalt,
Dannin man untir dir erdin
Den win santi verri
Mit steinen rinnin,
Den herrin al ei minnin.
Di ei Kolne waren sedilhaft;
Vili nichil was din iri craft.

Die Festigkeit römischer Gussmauern hat noch in unsern Tagen allen Anstrengungen Trotz geboten und noch jedes Jahr führen uns Mosaikböden, die dem bergenden Schooße der Erde entzogen werden, Statuen, Büsten, Münzen, Geräthe, Grabmäler u. s. w. römisches Leben vor Augen, das in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor den Franken ersterben mußte. Constantin der Große, der gewöhnlich in Trier residirte, hatte die alte Rheininsel und das rechte Ufer durch eine Steinbrücke verbunden, die des Kaisers Lobredner Cumenius mit des Xerxes Brücke über den Hellespont und Calligula's Brücke über den Meerbusen von Baza vergleicht. Im neunzehnten Jahrhundert ward es dem Beherrscher der Rheinlande, dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der in Trier Constantins Basilica wieder herstellte, auch vorbehalten, den Grundstein zu der neuen Steinbrücke zu legen, die in später Zeit Zeugniß geben wird von Cölns Blüthe, wie Constantins Brücke die Größe des Römerreichs, den Glanz der Römerstadt verkündete.

Die dunkle Geschichte der Kaiserherrschaft wird wunderbar erhellt von dem Glanze des Christen-

thums, dessen Segensstrahlen auch am Rheine zu leuchten begannen. Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, erzählt die Legende, sandte der Apostel Petrus seine Jünger Maternus, Eucharis und Valerius über die Alpen, um den jenseitigen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Maternus starb auf dem Wege nach Trier, weshalb seine beiden Gefährten wieder zum Meister zurückkehrten. Der Apostel gab ihnen seinen Stab, damit sie den Gestorbenen durch Berührung mit demselben im Namen Jesu Christi wieder zum Leben erweckten. Die beiden Jünger kehrten zur Grabstätte des Gefährten zurück und erweckten ihn, der schon vierzig Tage im Grabe gelegen, durch Berührung mit dem Stabe des Apostels vom Tode. Maternus ging nach Cöln, bekehrte die dortigen Bewohner zum Christenthum und stand von hier aus den Diözesen Cöln, Trier und Tongern als Bischof vor, ja er las in der heiligen Nacht in allen drei Städten zugleich die Messe. Als Maternus gestorben war, stritten sich diese Städte um die Ehre, den Leichnam des Heiligen zu besitzen. Da erschien den Streitenden ein Engel und gab ihnen den Rath, den Leichnam in ein Schiff zu legen, und es den Wellen Preis zu geben. Diejenige Stadt, zu der diese es führen würden, sollte den Leichnam behalten. Die Cölner folgten dem Rathe des Engels. Ohne Segel und Ruder fuhr das Schiff stromaufwärts und landete in der Gegend von Rodenkirchen. Die Trierer führten nun die Leiche frohlockend in ihre Stadt und setzten sie dort bei, die Cölner aber behielten die Eingeweide des Heiligen.

Im Jahre 286 kam unter Diocletian eine Cohorte der thebäischen Legion, geführt von dem heil. Gereon, nach Cöln. Sie mußte an der Stelle den Märtyrertod sterben, wo sich in unseren Tagen noch die Kirche zum heil. Gereon erhebt. Diese war mit vergoldeten Metallplatten bedeckt und führte den Namen ad aureos martyres. Die kostbaren Granitsäulen, die früher hier vorhanden waren, ließ Karl der Große zum Bau des Doms nach Aachen bringen. Nicht weit von ihr entfernt erinnert die Ursulakirche an die britannische Königstochter, die am Ende des vierten Jahrhunderts mit ihren Gefährtinnen nach Cöln kam, und dort für ihren Glauben den Märtyrertod erleiden mußte. Maternus, Gereon und Ursula eröffnen die an duftigen Blüthen überreiche Legendengeschichte Cölns. Die wissenschaftliche Kritik hat allerdings versucht, den poetischen Hauch dieser Blüthen abzustreifen. Mag dies immerhin geschehen; das Volk läßt sich seinen Glauben so leicht nicht nehmen, weil er poetisch ist, und eine Stadt wie Cöln, die man „die heilige“ nannte, deren Sage und Geschichte ihres Gleichen in Deutschland sucht, darf auch diese Edelsteine ihrer Ruhmeskrone zufügen.

Wie Constantin der Große Christ geworden, schlug auch die Lehre des Kreuzes immer tiefere Wurzeln im römischen Cöln. Die heilige Helena, seine Mutter, soll schon eine Kirche über dem Grabe des heil. Gereon erbaut haben. Der heil. Severin verwaltete acht und zwanzig Jahre lang

sein hohes Amt als Bischof mit Ernst und Umsicht als treuer Diener seiner Kirche. Seine Reliquien, im feierlichen Zuge um die Stadtmauer getragen, eröffneten die verschlossenen Wolken und ein fruchtbarer Regen verscheuchte Dürre und Theuerung. Der h. Agilolph, gleichfalls Bischof von Cöln, wurde von den heidnischen Friesen erschlagen. Ein Edelherr in der Nähe Cölns, dem der fromme Mann sein lasterhaftes Leben vorgeworfen hatte, sagte bei der Kunde von seinem Tode spöttisch: „Wenn Agilolph ein heiliger Mann ist, so muß mein Falke hier auf der Hand zur Stunde singen und sprechen“, was auch sofort geschah. Agilolph lebte zur Zeit, als die Franken, unter Karl Martell, in Cöln herrschten. Silvanus, der sich 354 dort als Gegenkaiser aufgeworfen, war in einer Kirche ermordet worden. Die Germanen nahmen Besitz von Cöln und wenn auch Kaiser Julian sie wieder vertrieb und er wie Valentinian I. eine Zeitlang noch am Rheine herrschten, so war doch gegen den Drang der Völkerwanderung kein Halt mehr im morschen römischen Reiche. Aus der Tiefe der rechtsrheinischen Urwälder brachen wilde Stämme über den Rhein: Sueven und Alanen, Gothen und Vandalen schoben sich im bunten Gemisch. Die alte Römerherrlichkeit ging zu Grunde und auf den Trümmern erbauten die Franken ihre Königspalläste. Sigibert und Chlodwig, der Sicamber, Theodorich, Theudebert und Theuderich residirten theils in Cöln, theils hielten sie sich dort auf. Unter Pipin blühte die Stadt neu empor. Seine Wittve Plectrudis wandelte das römische Capitol in eine Kirche um. Ihr Sohn Karl Martell zog nach seinem Siege bei Cambrai in Cöln ein und wohnte längere Zeit dort. Karl der Große, mit dem die Reihe der deutschen Kaiser eröffnet wurde, kam oft von Aachen nach Cöln und residirte in der Burg, die sich auf dem Hügel erhob, welche heute der Dom, das Meisterwerk germanischer Baukunst, der Stolz des Cölners, der Gegenstand der Bewunderung aller Nationen, schmückt. Mit ihm beginnt für Cöln eine neue Epoche. Die Sorgfalt des großen Frankenkaisers wandte sich allen Verhältnissen seines ungeheuren Reiches zu. Cölns Bischof, Hildebold mit Namen, stand bei ihm in großem Ansehen. Eigenthümlich war das erste Zusammentreffen dieses frommen und gelehrten Mannes mit dem Kaiser. Bischof Nifolph war gestorben, in Folge dessen zwischen den Bürgern und der Geistlichkeit Uneinigkeit über die Wahl seines Nachfolgers entstand. Karl, der dieses vernahm, machte sich eines Morgens auf, um den Streit zu schlichten. Als er durch einen Wald in der Nähe der Stadt zog, hörte er zur Messe läuten. Er ritt dem Klange entgegen und trat bald in eine kleine Capelle um dem heil. Mesopfer beizuwohnen. Der Kaiser war einfach als ein Waidmann gekleidet und opferte einen Gulden. Nach beendigter Messe nahm der Priester Hildebold genannt, der im Jäger den Kaiser nicht ahnte, den Gulden und sprach: „Freund, nehmt den Gulden wieder, man opfert hier geringe Gaben.“ Da sprach Karl zu dem Priester: „Herr,

behaltet den Gulden, ich gönne ihn Euch wohl!" Der Priester erwiderte: "Ich sehe wohl, daß Ihr ein Jäger seid; meine beiden Kirchenbücher ermangeln des Ueberzugs. Sendet mir vom ersten Reh oder sonstigem Wild, das Euch aufstößt, die Haut; den Gulden möget Ihr behalten." Karl ritt nun nach Cöln, prüfte die Streitigkeiten und da ihm der Priester in der Waldkapelle wohlgefallen hatte, er auch nur Gutes von ihm vernahm, so machte er ihn zum Bischof. Er regierte 34 Jahre und wurde in St. Gereon begraben.

Zu Hildebolds Zeit begab es sich auch, daß Ritter Reinold, der so viele Heldenthaten verrichtet hatte, seine Reichthümer aufgab und den Entschluß faßte, sein Leben in freiwilliger Armuth zu beschließen. Er begab sich nach Cöln und lebte als Einsiedler in St. Peters Kloster. Als der Bischof eine neue Kirche bauen wollte, gab sich Reinold als Arbeiter an und wurde bald den andern zum Oberhaupte gesetzt. Da er fleißiger als diese arbeitete, so bevorzugten ihn die Werkmeister, was seine Gesellen so verdros, daß sie ihn auf seinem nächtlichen Gange zur Kirche überfielen und todt schlugen. Auf einem goldenen Gürtel, den er um den Leib trug, waren die Worte gestickt: Reinold, Herzog von Montalban.

In den Kriegen der Nachfolger Karls litt Cöln sehr viel. Größeres Unglück verhängten aber die Raubzüge der Normannen über die Stadt. Hildebold hatte auf der Stelle der fränkischen Königsburg eine neue Domkirche gebaut und den Grund zu einer reich ausgestatteten Dombibliothek gelegt. Das Hildebold'sche Werk war das reichste und größte Gebäude am Rhein aus der romanischen Periode und diente den spätern Domkirchen von Mainz, Worms, Speier, den Abteikirchen von Laach und St. Gallen als Muster.

Aus der Zeit der Frankenherrschafft rühren einige interessante Sitten und Bräuche, die sich das ganze Mittelalter hindurch erhielten und Reste des heidnischen Volksglaubens sind. Zunächst nennen wir den Holzfahrtsstag, der Sage zufolge zu Ehren des Helden Marsilius angeordnet. Am Dinstag nach Pfingsten zog alljährlich eine große Prozession aus der Pantaleonskirche, durch das Weyerthor nach dem sogenannten Sülzer Gaspellen; dort wurde ein feierliches Hochamt gehalten, nach dessen Beendigung die Prozession, außerhalb der Stadtmauer von bewaffneten Männern begleitet, zur Pantaleonskirche zurückzog. Am Mittwoch wurde mit Bogen und Bolzen nach dem Vogel geschossen. Donnerstags zogen die Bürger, den Rittmeister voran, in einen Wald bei Sürd oder Ossendorf. War diese Holzfahrt vorüber, so setzte man dem Rittmeister ein Kränzchen auf, das neben dem Stadtbanner verwahrt wurde, und letzterer veranstaltete dann in seinem Hause einen Schmaus, an dem nur die Vornehmsten Theilnahmen. Das Fest wurde „der Hölzgestag“ genannt und noch 1790 von allen Zünften gefeiert. Die Sage sucht den Ursprung des merkwürdigen Brauches historisch zu deuten, alle Umstände berechneten uns aber zu der Annahme, daß wir ein uraltes heidnisches Frühlingsfest vor uns haben.

Als die Römer, berichtet die Chronik, noch über die Stadt Cöln herrschten, wurde sie von einem römischen Kaiser sehr hart belagert. Marsilius, der Stadthalter Cölns, ein sehr kluger und gewandter Mann, suchte die Stadt durch List zu retten, da Gewalt nichts mehr fruchtete. Auf seinen Befehl mußten sich alle Frauen bewaffnen, und mit Karren zur Stadt hinausziehen, als wenn sie im nahe gelegenen Walde Holz zu fällen gedächten. Dieser Anschlag wurde ausgeführt, und kaum hatten sich die Frauen mit ihren Karren im Felde gezeigt, als die Belagerer ihnen nachsetzten. Marsilius an der Spitze der Cölner Bürger eilte aber am entgegengesetzten Thore hinaus und fiel dem Feinde in den Rücken. Da die Frauen wader mitkämpften, so mußte der Feind unterliegen und der Kaiser selbst wurde gefangen in die Stadt geführt. Man verurtheilte ihn zum Tode und nur die Bewilligung großer Vorrechte rettete ihm im Augenblicke, wo der Henker nach dem Schwerte griff, das Leben. Dem Ritter Marsilius wurde nahe an der Stadtmauer ein Denkmal, der Marsilstein, errichtet, vor dem in späterer Zeit Studenten in der Meinung, es sei das Grab des Aristoteles, Wachslichter opferten. Am städtischen Tanzhause, dem weitberühmten Gürzenich, befand sich die Statue des Marsilius, und darunter stand geschrieben:

Marsilius heyden ind der iere stoultze
Behielte Coelne ind sy voren tzo houlitze.

An der entgegengesetzten Ecke stand die Bildsäule des Marcus Agrippa und darunter waren die Worte zu lesen:

Der herrlich Marcus Agrippa ein heidensch Mann,
Vur Gotz geburt Agrippinam nu Coeln begann.

Es wird sich schwer beweisen lassen, daß dieses Ereigniß die Veranlassung zur Begehung des Holzfahrtstages gewesen. Im Mai wurde bei den heidnischen Germanen die Frühlingsfeier mit Tanz und Spiel, mit Lustbarkeiten und Gastmählern begangen. Der Winter war besiegt, Wald und Feld strahlten im Schmucke des frischen grünen Laubes und alle Welt zog hinaus in die freie Natur, um das Fest des Himmelsgottes, der bei kriegerischen Völkern auch Schwertgott war, durch Opfer und Spiele zu feiern. Schmückt doch auch die katholische Kirche um Pfingsten ihre Tempel, ja die Straßen, durch welche die Prozessionen ziehen, mit grünem Laube. Auch das ist eine Erinnerung an den uralten Brauch, der bei germanischen Stämmen in Uebung war. Die kriegerischen Spiele, wahrscheinlich Schwerttänze, wandelten sich in Schützenfeste um, bei denen der bunte Frühlingsvogel von der Stange geschossen und andere Kurzweil getrieben wurde. In einigen Gegenden Deutschlands kämpft der Sommer förmlich mit dem Winter, und zwar im schönen Maimonat, wenn die Knospen springen, die Vögel singen und das frische saftige Gras so lenzesfreudig duftet. Ein Knabe, den Sommergott vorstellend, Stirne, Brust und Lenden mit Blumen- und Laubkränzen geschmückt, zog an der Spitze bewaffneter Gefährten in den Wald, wo mit dem

Winter, dem eisgrauen alten Manne, gekämpft wurde, bis der Sieg errungen war: dann zog die ganze Gesellschaft, mit grünen Maien geschmückt, ins Dorf zurück, wo gespielt und gesungen, getanzt und gezecht wurde. Zuweilen wurde auch ein „Maikönig“, dem kölnischen „Rittmeister“ entsprechend, gewählt, dem zur Seite die „Maifrau“ im Glanze der Schönheit und Jugend strahlte. Das „Maileben“ oder das Versteigern der Mädchen am ersten Sonntag im Mai, sowie das Setzen eines „Maibaums“ kommt von der Ahr bis nach Cleve zu in den ländlichen Gemeinden noch heute vor.

Die Feier des „Maileben“ ist ein Rest der Verehrung Freias, der Himmels- und Ehegöttin. Am Vorabende des Festes des heil. Johannis des Täufers, wenn die Sonne auf ihrer Bahn an der äußersten Gränze angekommen ist, zogen die kölnischen Frauen und Jungfrauen, mit Kränzen geschmückt und mit aufgeschürztem Gewande, zum Rheine, wo sie ihre weißen Arme und Hände in den Fluß tauchten, und dabei sich Sprüche zuriefen. Petrarca, der diesem Schauspiele beiwohnte, fragte die Freunde, was es zu bedeuten habe. Es sei dies ein uralter Gebrauch der Kölner, hieß es, besonders unter den Weibern und Mädchen, die der Meinung lebten, daß alles Elend des ganzen Jahres durch diese Abwaschung im Flusse weggespült werde und gleich darauf Alles nach Wunsch gelinge. Der Rhein wurde von den anwohnenden deutschen Stämmen als ein heiliger Fluß verehrt, woher der Glaube, daß er von allem Uebel des Jahres reinige. Das Johannisfest, das anderwärts durch Hinabrollen brennender Räder von hohen Bergen feierlich begangen wurde, bezeichnete die Sonnenwende.

Am Martinstage, wenn der Landmann bei einer gebratenen Gans der heimgebrachten Ernte sich erfreute, lohten von den Höhen die Martinsfeuer und in den Städten zog die Jugend, Lichter in den Händen, heitere Lieder singend, von Haus zu Haus, um Gaben zu sammeln. In Köln vereinigten sich früher an diesem Tage Freunde und Verwandte zu einem frohen Schmause, wobei die Martinsgans nicht fehlen durfte. Den eingeladenen Studenten wurden in bemalten Schüsseln Obst und Nüsse hingesezt. Sie mußten über lange Reihen bunter Martinslichter springen und Räthsel auflösen, wobei dem Rathenden ein Kranz aufgesetzt wurde. Auch die Kirnmessen wurden durch Lichteranzünden Seitens der Jugend gefeiert. Es sind das uralte Bräuche, die im fernsten Heidenthum wurzeln und von der Kirche geduldet wurden, weil sie recht wohl erkannte, wie mißlich es sei, mit gewaltsamer Hand diese schönen Blüten des Volksgeistes zu knicken. Volksfeste und Volksspiele fördern mehr die Liebe zur Heimath, die Einigkeit und den Gemeinstinn, als man denkt. Sie haben auch eine andere Bedeutung, die dem offenen Blick des Forschers erkennbar ist, der durch viele Jahrhunderte hindurch selbst in Köln, dessen Bevölkerung aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt ist, die acht germanischen Züge herausfindet, jenen rothen Fäden, der sich durch

alle deutschen Stämme zieht und sich tagtäglich in Sitten und Bräuchen, Festen und Spielen, Märchen und Sagen offenbart.

Doch kehren wir vom lustigen Boden der Mythe zum festern Grund der Geschichte zurück. Den Kämpfen der Fürsten gesellten sich bald die Kämpfe der Kölner Bürger um ihre Rechte und Freiheiten. Erzbischof Bruno, ein Sohn Kaisers Heinrich I. und Bruder Otto's I. vereinigte als Herzog von Lothringen zum erstenmale die geistliche und weltliche Hoheit in einer Person. Otto I. erhob Köln zu einer Reichsstadt; die glänzende Hofhaltung des Erzbischofs wurde von Fürsten und Edeln besucht, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe blühten. Zuversicht und Uebermuth der Bürger, die mit ausgedehnten Rechten und Privilegien begabt waren, mußte eine nothwendige Folge des Aufschwungs der Stadt sein. Als Erzbischof Anno, zubenannt der Heilige, 1055 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, waren der Stolz und die Strenge des Cinen, die Freiheitsliebe der Andern zwei harte Steine, die sich zuweilen gegenseitig reiben mußten. Heinrich IV., den Anno bei Kaiserswerth seiner Mutter geraubt, fand in den Kölnern treue Anhänger, während der Erzbischof es mit den Sachsen, den Gegnern des Kaisers, hielt. So wurde der Grund zur gegenseitigen Unzufriedenheit gelegt, die durch das Bestreben Annos, seine Rechte über die Stadt noch weiter auszudehnen, immer neue Nahrung fand. Eine geringfügige Veranlassung rief den blutigen Aufstand hervor. Anno feierte mit einem befreundeten Bischof das Osterfest in Köln. Als letzterer Anstalten zur Abreise machte, wollten die Diener Anno's einem reichen Kaufmann sein Schiff wegnehmen, damit der Gast sich seiner zur Heimfahrt bediene. Weigerung der Knechte des Kaufmannes, Drohungen der Diener Anno's: Erstere eilten zu ihrem Herrn, um die Gewaltthat der Bischöflichen zu melden. Der Kaufmann besaß einen Sohn, kühn, kraftvoll, unternehmend und tapfer. Die Vornehmsten der Stadt schätzten und liebten ihn, theils seiner Eigenschaften halber, theils weil sie mit ihm verwandt waren. In aller Eile sammelte er seine Diener und Freunde um sich und stürmte bewaffnet nach dem Rhein, wo er die Diener des Bischofs vertrieb und die aus dem Schiffe geworfenen Güter wieder einladen ließ. Der Stadtvogt, der solches hindern wollte, wurde gleichfalls vertrieben. Da rotteten sich des Bischofs Anhänger zusammen; um den Kaufmannssohn scharten sich viele Bürger und nahezu wäre es zu blutigem Kampfe gekommen, wenn der Erzbischof, der Kunde von dem Auslaufe erhielt, nicht Friede hätte gebieten lassen.

Damit war die Sache aber nicht abgethan. Die Mehrzahl der Bürger verdroß die Gewaltthat der Bischöflichen und Anno selbst reizte durch eine Rede, die er in der Georgskirche hielt, den Uebermuth der Kölner immer mehr. Er sehe, erklärte er, die unglückliche Stadt den Händen des Teufels übergeben, wenn sie nicht durch Sühne den Zorn des Ewigen eilends abzuwenden suche. Das war Del ins Feuer der Leidenschaft und bald schlugen

die Flammen lichterloh gen Himmel. Es war Abend und Anno saß mit seinem Freunde, dem Bischof, bei der Tafel. Durch die dunkeln Straßen, über die weiten Plätze ergoß sich der Strom der aufgeregten Volksmenge, lärmend und schreiend, vor den Pallast des Erzbischofs. An ihrer Spitze leuchtete, wie ein Analist berichtet, die Gestalt des Höllen-Dämons selbst, in ritterlichen Waffen, in Helm und Harnisch, einen blizenden Dolch in der Rechten, der die Lobenden durch Zuruf anfeuerete. Anno's Pallast wurde erstürmt, obgleich seine Leute sich wacker vertheidigten. Die Wuth der Angreifenden war zu groß; der Erzbischof entfloh mit seinem Gaste nach St. Peters Dom. Kaum war er in Sicherheit, als die Bürger die Thorflügel aus den Angeln hoben und sich, einem reißenden Bergstrom gleich, in das Innere ergoßen. Was dem Erzbischofe gehörte, wurde geraubt oder zerstört. Gold und Silber, Kleinodien und Gewänder fielen in die Hände der Rasenden. Im Keller tranken sie so viel Wein, als sie mochten, und schlugen dann die Böden aus den Fässern, so daß Viele beinahe ertrunken wären. Alle Ecken und Winkel wurden nach dem Erzbischof durchsucht; in seiner Capelle fanden sie einen Menschen hinter dem Altare versteckt, der erschlagen wurde, weil die Wüthenden ihn für den Erzbischof hielten. Da sie aber vernahmen, daß er sich in den Dom geflüchtet habe, strömte Alles dem Gotteshause zu. Satan aber entwich, denn er hatte sein Werk vollendet. Als die Rasenden draußen Feuer anlegen wollten, entfloh Anno mit seinen Freunden und einigen Getreuen durch ein Haus auf der Stadtmauer, aus der eine kleine Pforte ins Freie führte. Sobald die im Dome zurückgebliebenen Leute Anno's vermutheten, daß er in Sicherheit sei, öffneten sie die Thore und ließen die Bürger ein. Diese erkannten, daß er ihrer Wuth entgangen und nun zurückkehren werde, um schreckliche Rache an den Aufständischen zu üben. Eilends wurden alle Thore und Mauern besetzt; einen armen Mann aus dem Volke hingen sie über einem Stadthore auf, bloß um dem Erzbischof damit einen Schimpf anzuthun. Eine alte Frau wurde von den Wüthenden von der Stadtmauer geworfen, so daß sie alle Glieder brach, unter dem Vorgeben, sie sei eine Zauberin. Auch wurden Boten zum Kaiser Heinrich entsendet mit der Bitte, der Stadt gegen die ihr verhaßten Erzbischof zu Hülfe zu kommen.

Anno aber sammelte ein großes Heer und erschien am vierten Tage nach seiner Flucht vor Köln. Die Bürger wurden muthlos, ließen den Bischof um Gnade bitten, und erboten sich, den angerichteten Schaden zu erstatten. Anno gewährte den Kölnern ihre Bitte; er zog mit allem Volk in die Stadt, sang eine feierliche Messe in St. Georg und belegte dann alle so mit Rath und That gegen die Kirche gesrevelt, mit dem Bann, auf daß sie ihre Schuld bekennen und sie büßten. Da kamen Viele paarweise in langem Zuge mit wollenen Kleidern auf dem bloßen Leibe und baten, ihnen eine Buße aufzulegen. Er gab ihnen auf, am andern Tage vor ihm in St. Peters Dom zu

erscheinen. In der Nacht aber entwichen sechshundert der reichsten und angesehensten Kaufleute aus der Stadt. Anno's Leute, dieses erfahrend, plünderten nun die Bürgerhäuser, peitschten die Männer, schoren ihnen die Häupter kahl und trieben sie aus der Stadt. Dem Kaufmannssohn, der Veranlassung des Aufruhrs gewesen, stachen sie die Augen aus. Anno wüthete, als er dieses vernahm und sagte den Zurückgebliebenen seine Gnade zu, indessen mußten sie ihm Beistand geloben gegen die Entwichenen. Kaiser Heinrich eilte mit einem Heere herbei, aber er konnte nichts gegen Anno unternehmen. Erst als dieser gestorben war, kehrte mit der Ruhe auch die vorige Blüthe und der Wohlstand in die Stadt zurück. Die Bürger blieben dem Kaiser treu, achteten sogar nicht des Papstes Bannstrahl und erst der Tod Heinrichs, der am 1. August 1106 erfolgte, machte dem Kriege ein Ende, den Heinrich V. gegen sie führte.

Erzbischof Anno war zwar ein strenger aber doch ein gerechter Herrscher. Die Schöffen von Köln hatten gegen eine Wittve ein ungerechtes Urtheil gefällt. Sie eilte nach Siegburg zum Erzbischofe und klagte ihm die ihr widerfahrne Ungebühr. Anno ließ die Schöffen vor sich bescheiden und fragte sie, warum sie also falsch geurtheilt hätten. Als sie sich nicht verantworten konnten, ließ er ihnen die Augen ausstechen. Nur Einem wurde ein Auge gelassen, damit er die Andern nach Köln leiten könne. Auch mußten die Schöffen an ihren Häusern über der Thür ein steinernes Haupt ohne Augen setzen lassen, zur Erinnerung an ihre Strafe. Das sogenannte Annolied, das gegen Ende des elften Jahrhunderts gedichtet und 1639 von Dpitz herausgegeben wurde, feiert in legendenmäßiger Weise das Leben und die Wunder Anno's. Bemerkenswerth ist der Eingang: „Wir hörten ie dicke singen von alten dingen, wie schnelle helide vukten, wie sie veste burge brechen, wie sich liebe winiscefde scheiden, wie riche künige al zegiengen.“ Man hat angenommen, daß mit diesen Worten der Inhalt des Nibelungenliedes gemeint sei. Unter Andern wird auch erzählt, wie Anno vor seinem Tode von seinem baldigen Eingange in den Himmel träumte. Er sei gekommen in einen königlichen Saal, da sei alles behangen gewesen mit Golde, viel edle Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und mannigfalt: da saß die Menge der Bischöfe, sie glänzten wie die Sterne zusammen; Bischof Bardo war ihrer einer, und Bischof Arnold, und St. Heribert glänzten wie ein Goldstern, allesamt eines Lebens und eines Sinnes, und ein Stuhl steht noch ledig in dieser Versammlung der heiligen Herren — er ist zu Amos Ehren hingesezt, und bald soll auch er dort sitzen, sobald der Fleck der Sterblichkeit an ihm getilgt ist.

Anno wollte fortsetzen, was Bruno mit Begründung der Herrschaft der Bischöfe über die Stadt begonnen hatte. Die Erzbischöfe übten die Rechtspflege als erste Ortsobrigkeit; sie besaßen das Münz- und Zollrecht, den Judenschuß und das Fremdlingsrecht. Die Stadt aber, die im

Besitz vieler Privilegien war, und sich durch Handel und Gewerbe blühend und reich gemacht, hielt zu den deutschen Königen, die sie am besten gegen die Uebergrieffe der Erzbischöfe schützen konnten. Neben seinen Kämpfen zur Behauptung der Herrschaft wandte Anno seine Aufmerksamkeit der Gründung neuer Klöster zu. Die alte Strenge des Mönchtums war damals erloschen; alle Sorge auf Erwerbung von Reichthümern, auf Genuß und Ueppigkeit gerichtet. Als Anno auf einer italienischen Reise im Kloster Fructuaria einkehrte, sah er eine Strenge der Andacht, eine Regelmäßigkeit des Lebens, die ihm bisher nicht vorgekommen war. Er nahm einige Mönche mit nach dem Rheine, um dort diese Ordensregel einzuführen. Unter den von ihm gegründeten Klöstern nahm die Abtei Siegburg den ersten Rang ein. Auf dem Gipfel der Bajalkuppe, die weit über das Thal der Sieg ausschaute und einst den heidnischen Sicambren als Cultusstätte gedient, hatte Pfalzgraf Heinrich ein festes Schloß stehen. Von dort aus verheerte dieser das erzbischöfliche Gebiet. Anno sprach, wie Surius meldet, das Anathema über ihn aus, ja, er war so glücklich, ihn zu fangen. In Cöln gebedete er sich demüthig und unterwürfig, wurde in die Gnade des Prälaten wieder aufgenommen, empfing Abendmahl und Ablass und schenkte den Siegburg dem h. Petrus, d. h. dem Cölnner Dom. Ja, es ergriff ihn eine solche verkehrte Andacht, daß ihn der Teufel bewog, nach Ablegung aller Weltpracht ins Kloster nach Gorzia zu wandern, das Mönchskleid mit dem Harnisch zu vertauschen. Aber die Reize seiner schönen Gemahlin, die er verlassen, vielleicht auch Streit- und Kauflust trieben ihn wieder heraus. Krieg und Aufruhr wurden von ihm entfacht, und der Plan entworfen, Cöln mit Feuer und Schwert zu zerstören. Anno wartete lange; einst sah er von den Wällen die lodrenden Flammen der umgebenden Dörfer, er sah das Glend der fliehenden Einwohner. Weinend und betend warf er sich im Dom nieder. Allein die Bürger ertrugen nicht länger die Schmach, sie riefen zu den Waffen. Der Pfalzgraf zog sich nach seinem Schlosse Cochem zurück, um mit vermehrter Macht Anno zu beschden. Seine Verwandten scharten sich um ihn, um Cöln andere Haufen. Ein Bürgerkrieg drohte loszubrechen. In dieser Drangsal hielt Anno öffentliche Andachten in Cöln, und so sang er einst den 35. Psalm, der mit den Worten beginnt: „Nichte Herr die, die mir schaden, und streite wider die, die mich bestreiten.“ Es ergriff ihn in innerster Seele, weil der ganze Psalm auf seine Zustände paßte. Als er zum achten Verse kam: „Es soll ein Strick über ihn kommen, davon er nicht weiß, und sein Netz, das ihn verborgen hat, soll ihn fangen“, überfiel es ihn wie ein prophetischer Spruch, er brach in Thränen aus, und wiederholte zum Staunen des Diacons den-

selben Vers. Nach wenigen Tagen fing das Netz wirklich das Haupt des Pfalzgrafen. Während er auf seinem Schlosse bei seiner reizenden Gattin saß „wegen deren todbringender Süße — sagt der erzählende Mönch — er abtrünnig geworden war,“ überfiel ihn plötzlich eine Wuth des Wahnsinns: er ergriff eine Art, hieb das Haupt der geliebten Adelheidis herunter, und stürzte heraus, unter furchtbarem Lachen und Händeklatschen es vorzeigend. Alles schauderte über die unselige That; mit dem Zuge war es zu Ende. Der Pfalzgraf blieb wahnsinnig bis zum Ende seines Lebens. Anno bestattete seine unglückliche Gemahlin unter Thränen, den Sohn nahm er zu sich.*)

Als Anno im Jahre 1070 am 4. Dezember starb, ward er in der Abtei Siegburg, deren Kirche dem heil. Michael geweiht war, bestattet, wo er den Rest seines Lebens verbracht hatte. Sein Nachfolger war Hildolph, der aber 1079 starb. Die folgenden Erzbischöfe, besonders der mächtige Friedrich I. standen den deutschen Königen als Räte und Kanzler zur Seite. Reinold von Dassel zeichnete sich durch Redlichkeit, Vorsicht, Beredsamkeit, Kenntnisse und Scharfsinn aus. Er begleitete Friedrich den Rothbart nach Italien, wo er sich bei der Einnahme Mailands die Reliquien der heil. drei Könige zu verschaffen wußte. Im Jahre 1161 langten sie in Cöln an, feierlich empfangen von der Geistlichkeit und der Bürgerschaft. Reinold starb im Jahre 1167 in Italien an der Pest. Auch Philipp von Heinsberg hielt treulich zu Kaiser Friedrich. Während letzterer sich auf dem Kreuzzuge gegen die Sarazenen befand, führte Philipp die Reichsverweserschaft und die Vormundschaft über den Sohn des Kaisers. Als dieser im Jahre 1190 den Thron bestieg, begleitete Erzbischof Philipp ihn auf seinem Zuge nach Italien und starb bei der Belagerung Neapels im Jahre 1191 an der Pest. Seine Leiche wurde nach Cöln gebracht und in der alten Domkirche beigesetzt. Die Maternuskapelle des heutigen Domes zeigt sein Steinbild, umgeben von einer Stadtmauer mit Thürmen, Thoren und Schießscharten. Dieses deutet darauf hin, daß Philipp zur Erweiterung der Stadt durch eine neue Mauer beigetragen hat. Die heutige Umwallung gehört, wie Wallraf bewiesen hat, einer späteren Periode an. Cöln hatte sich zu jener Zeit schon weit über die römischen Gränzen ausgedehnt, obgleich die Kirchen St. Severin, Pantaleon und St. Gereon in Urkunden als außerhalb der Stadtmauern liegend bezeichnet werden. Die Hohenstaufenzeit verlieh auch Cöln ihren Glanz und es ist eine Freude, die Schilderungen der Chronisten zu lesen, die ein herrliches Bild von dieser Königin des Rheinlandes entwerfen.

*) Vgl. Verich in dessen „Nieder rheinischem Jahrbuche.“

II.

Wer heute Cöln besucht, wird staunen über das wundervolle Panorama, das sich seinen Blicken darbietet. Im weiten Halbkreis ziehen sich die Häuser längs des Rheines hin; über sie schauen zahllose Kirchen mit ihren Thürmen weit ins Land. Der an der Zeit ergraute Bayenthurm, ein alter Niese, hält Wache im Süden; im Norden schließt ein anderer zinnengekrönter Thurm, an große Ereignisse mahnend, die Häuserlinie ab. Zahllose Schiffe ankern im Hasen, lustig flattern die Wimpel im Abendwinde, Tausende von Menschen bewegen sich auf der Schiffbrücke, heitere Musik schallt von Deuz herüber, ein goldener Schimmer des Abendroths zittert an den Kreuzen der Kirchen, an den Steinbildern und Steinblumen des Domes und des Rathhauses. Die Gegenwart hat manches Alterthümliche beseitigt, oder Neues in alten Formen geschaffen. Die Rheininsel ist verschwunden, eine neue Stadtmauer mit zierlichen Thürmchen und Luthhäusern ist am Rheine entstanden. Wer einige Jahre abwesend war, wird sich nicht mehr zurecht finden. In der Nähe der Frankgasse erheben sich die imposanten Massen des Directionsgebäudes der Rheinischen Eisenbahn. Noch einige Jahre, und über die stehende Rheinbrücke sausen die Eisenbahnzüge. Der Norden ist mit dem Westen durch eine Schienenbahn verbunden. Bald wird auch der Süden in directe Verbindung mit Cöln treten, Holland der Schweiz, das Meer den Alpen nahe gebracht werden. Von dem regen Handel legen die neuen Lagerhäuser am Rheine Zeugniß ab. Die moderne Industrie ist durch das Gebäude der Baumwollspinnerei in der Nähe des Bayenthurms, durch die Maschinenfabrik im Bayenthal vertreten. An sie reihen sich Hunderte von Werkstätten, in denen die rege Gewerthätigkeit des neunzehnten Jahrhunderts ihre Triumphe feiert. Zahllose Comptoirs vermitteln den Handel Cölns mit allen Welttheilen. Riesige Gasthöfe schauen stattlich über den Strom und laden die Fremden zur Einkehr ein. Folgt mir durch die Straßen, die am Rheine münden, in das Gewühl dieser Handelsstadt! Hier hat das moderne Leben seine reichsten Schätze ausgebreitet; hier könnt ihr ebensogut, wie auf den Weltausstellungen, die „Gradmesser“ unserer Gesammcultur, unsere Fortschritte im äußeren Erscheinungsleben, unsere Bequemlichkeit, unsere Ansprüche und Genüsse studieren. Und wenn ihr die Gegenwart mit allen ihren Bestrebungen, wenn ihr Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie des neunzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, dann wollen wir in Kirchen und Museen die gewaltige Vorzeit anstaunen, dann wollen wir in die engen düstern Gassen zwischen die dunkeln Häuser gehen, die mit ihren hohen Giebeln und engen Fenstern so fremdartig uns anschauen. Wir wollen dort uns die Stunden von dem Bürgerleben Cölns im Mittelalter, von seinen Kämpfen und Fehden, seiner Lust

und seinem Leide vertrauen lassen. Diese geschwärzten Häuser mit den verwitterten Steinbildern, den riesigen Köpfen über der Thür, den vergitterten Fenstern und weiten Fluren wissen gar viel zu erzählen von dem Freiheitsmuth der Cölner, der in blutigen Straßenschlachten den Sieg behauptete. Und so manches zinnengekrönte Thürmchen, das sich hoch über die umliegenden Wohnungen erhebt, mahnt an den Reichthum und die Macht der cölner Patricier, die zwar längst gebrochen ist, sich aber in ersten Kunden in den Sagen und Geschichten der Stadt für ewige Zeiten erhalten hat.

Der großen Gegenwart steht eine große Vergangenheit zur Seite und wer uns mit offenem Sinne begleitet, wird Züge herausfinden, die wie lichtiges Gold auf den Blättern der deutschen Geschichte strahlen.

Antonius von Worms, einer der berühmtesten Holzschnitzer seiner Zeit, hat uns eine Abbildung der Stadt Cöln aus dem Jahre 1531 geliefert, aus der ihre ganze Pracht und Herrlichkeit vor unser geistiges Auge tritt. Wir überschauen, um mit den Worten Sohmans zu reden, die damals mit Recht die Glückliche genannte Stadt, wie sie sich am Rhein, vom Bayenthurm bis an das Thürmchen hinter der Kunibertspforte, majestätisch hinbreitet, und, von Deuz aus gesehen, noch heute ein imponirendes Panorama bildet. „Religion und Handel“ sind die beiden Elemente des Daseins Cölns; vorauf der mächtige Strom mit seinen hin und wieder gehenden Schiffen, der ihr die Nahrungsäfte zuführt. Die Pulse ihres Lebens schlagen in dem Getriebe der Krabnen am Ufer, und in mehr als zwanzig Pforten öffnet sich hierher das Geäder der Straßen, welches in tausend Nesten den erhabenen Knochenbau ihrer Kirchen umflücht. Wer das alte Sprichwort: „Goellen ein Kroin bover allen steden schoin“, für eine patriotische Emphase halten möchte, der überzeuge sich hier, wie weit auch in dem Außern der Stadt die Gegenwart hinter der Vergangenheit zurücksteht. Vierzig Kirchen, von denen beinahe die Hälfte, und drei Kapellen, die sämmtlich nicht mehr vorhanden sind, nebst einigen öffentlichen Gebäuden werden durch Tafelchen hervorgehoben: Insbesondere ist die Wasserseite der Stadt mit dem Ufer, dem Werft, den Krabnen, der Mauer und ihren namentlich bezeichneten Pforten, ihren Thürmen und den nächsten Häusern, mit größter Treue und in allen möglichen Einzelheiten eben so deutlich als sauber abgebildet.“

Der Anblick dieses Holzschnitts, den Levi-Elkan vor einigen Jahren durch Lithographie vervielfältigte, spricht mehr als es unsere Schilderung zu thun vermöchte. Das Lobgedicht auf Cöln von Buschius, welches 1508 zuerst erschien und 1554 von seinem Schüler Glareanus wieder herausgegeben wurde, enthält nachstehende Verse:

Herrlich steigen empor der Stadt gewaltige Massen!
 Wohnungen, große, glänzende, hoch von Dächern geschirmt,
 Scheinen Sitze der Götter, der Könige stolze Palläste:
 Also pranget ihr Bau! Es schau'n die erhabenen Giebel
 Stolz auf den Boden herab, mit Tageshelle erleuchten
 Weite Fenster den Raum. Viel sind der Höfe des Hauses,
 Viel der Gemächer, dem unbehaglichen Froste zu wehren,
 Wenn der strenge Dezember gliedererfarend daher stürmt.
 Prunkbetten stehn bereit, es ladet freundlich den Müden
 Da und dort ein Lager an schicklichen Orten gebreitet.
 Dämmerung birgt in schön polirter Umgebung das Ch'bett.
 Schlichtern betritt den buntgetäfelten Boden der Fuß nur;
 Was des Apellos, was des Parrhasius gepriesener Pinsel
 Auf die Leinwand gezaubert, spricht in lebendigen Farben
 Von den Bänden dich an; dem Vorfaal selber gebriecht es
 Nicht an köstlichen Bildern. Nirgend ist müßige Leere,
 Nirgend wird Fierde vermist, und bis an die Decke hinan ist
 Alles Gemäld' an Gemäld' gedrängt und plastisches Bild-
 werk.

Soll ich des Markts, der Straßen, der reinen, der saub-
 ern, gedenken,
 Wo das Menschengewühl unaufhörlich hin oder herwohrt?
 Oder der Gräben, die tiefabsteigend den Zugang bewahren,
 Oder der Mauer selbst und der Thürme? Gehörten der
 Fabel

Solche Namen nicht an, der kunstverfahrenen Cyclopen
 Arbeit würd' ich erkennen und ihrer nervigten Hände,
 Oder gehorchten die Steine Amphions belebenden Tönen,
 Thrazischer Leher entlockt, hat Phoebus Spiel sie gesüßet,
 Als er Pergamus schuf, die unbezwingliche Bese
 Iliens, lustige Zinnen hoch in die Wolken erhebend?

Wägst du den Reichthum der Stadt, und was ihre
 Kräfte vermögen,
 Kennst du sie wahrlich mit mir in glücklichen Zeichen ge-
 gründet.

Ihr hat ein günstig Gestirn, es haben selige Götter
 Schon an der Wiege mit Huld dem Liebling entgegen ge-
 lächelt,

Hier ergießt sich Fortunas Strom in befruchtender Fülle,
 Segen schüttet den Ueberfluß in die Häuser und Kammern
 Aus geöffnetem Horn und spendet unendliche Gaben.

Religion und Handel, die sich Cöln zu ihrem
 Hauptstüße erkoren, förderten schon sehr frühe Kunst
 und Wissenschaft, und der Reichthum, der aus
 der regen Handelsthätigkeit der Cölnner Bürger
 entsprang, war ein Antrieb zu ihrer Prachtliebe,
 die im Anfang des elften Jahrhunderts gerühmt
 wurde. Schon zur Zeit der Römer kamen die
 Südfrüchte und Kunstzeugnisse Italiens, sowie
 die Producte Asiens und Afrika's auf Cölns
 Märkte. Karl der Große eröffnete seinem Handel
 und seinem Gewerbefleiß neue Bahnen. Er schützte
 die Juden, die sich fast ausschließlich des Donau-
 handels bemächtigt hatten. Cöln und Constan-
 tinopel standen in der lebhaftesten Handelsverbin-
 dung. Zur Zeit Anno's muß die Blüthe Cölns
 sehr groß gewesen sein, denn sechshundert der
 reichsten Kaufleute verließen, wie schon angedeutet,
 die Stadt. Die Kreuzzüge wirkten auch für

den Handelsverkehr auf der Rhein- und Donau-
 straße günstig. Cöln bildete den Vermittlungsplatz
 zwischen Mittelrhein und Donau auf der einen,
 den Niederlanden, Frankreich und England auf
 der andern Seite. Asien sandte Rauchwerke, edle
 Metalle, goldgestickte Kleider, kostbare Steine,
 womit die Griffe der Dolche und Säbel, Arm-
 bänder und Ketten, Kleider und Pferdegeschirre
 behängt waren, Elfenbein, Ebenholz, Baumwolle,
 Seide, Gewürze aller Art, während ausgeführt
 wurden: Tuch, Leinwand, Leder, Wein, Waffen,
 Geschirre, Glas, Stahl, Eisen u. s. w. Den Geld-
 verkehr vermittelten Wechsler, die ihre Gewölbe
 als erbliches Recht besaßen. Weite Hallen nahmen
 die Waaren aller Länder auf; zahllose Schiffe be-
 deckten Rhein und Donau oder wagten sich über
 die Meere. Rudolph von Ems läßt in seinem
 Gedichte „der gute Gerhard“ diesen die Meinung
 äußern, selbst für eine Königstochter sei es zuletzt
 doch nicht das schlimmste der Loose, durch Ver-
 mählung mit einem cölnischen Kaufmannssohn ein
 „reiches Koufwip“ zu werden.

In Venedig wurde der cölnische Kaufherr
 so geachtet, wie der venetianische Nobili. Im
 Norden war er gleich angesehen. König Erich
 von Dänemark ertheilte im Jahre 1232 den Soestern
 einen Gnadenbrief, nach welchem „diese in seinem
 Reiche die alten Rechte der Cölnner genießen soll-
 ten“. Damme, in der Nähe von Brügge, war ein
 Hauptplatz der Cölnner für die Waaren, die nach
 dem Norden gingen. In London besaßen sie ihre
 „Gilthalle“, später „Hanse der Cölnner“ genannt.
 Genug, nach allen Richtungen dehnten sich die
 Handelsverbindungen der Cölnner aus, die später
 in der Hanse ihre wahrhafte Stützpunkte fanden
 und durch die Association vieler zu einem Zwecke
 Großes und Bedeutsames ins Leben riefen.

Kunst und Gewerbefleiß hatten sich eben-
 falls in Cöln zur höchsten Blüthe entfaltet. Eine erste
 Stelle nimmt der christliche Kirchenbau ein. Dem
 vierten Jahrhunderte gehören, einer Ueberlieferung
 zufolge, die ursprünglichen Kirchen von St.
 Gereon und St. Severin an. St. Ursula
 stammt aus dem fünften, St. Martin und St.
 Maria im Capitol aus dem Ende des siebenten
 Jahrhunderts. Im neunten Jahrhunderte erhielt
 die St. Gereonskirche die, später wieder durch
 einen neuern Bau ersetzte Kuppelform. Im neun-
 ten Jahrhunderte baute Bischof Hildebold seine
 Domkirche; in jene Zeit fällt auch die Grün-
 dung der St. Andreaskirche, der ein Jahr-
 hundert später der Bau der St. Martinskirche
 folgte. Dem elften Jahrhunderte gehören die
 Thürme und das Chor der St. Gereonskirche an.
 Im zwölften Jahrhunderte sollen St. Maria in
 Viskirchen, das Schiff von St. Ursula und
 die St. Cäcilienkirche und im dreizehnten
 die Minoriten so wie die Kunibertskirche
 entstanden sein. Bei den meisten dieser Kirchen
 ist der romanische Styl vorherrschend. Es läßt
 sich annehmen, daß ihre innere Ausschmückung,
 was Malerei und Verzierung durch Steine und
 Metalle, so wie die Pracht der Kirchengeräthe
 betrifft, mit der Schönheit der Gebäude selbst

harmonirte. Die Gold- und Silberschmiede Cölns waren weit und breit berühmt, so daß selbst ein Welfenherzog sich von ihnen ein Schmuckkästchen anfertigen ließ. Die Glasmalerei, die Emailmalerei, die Holzschnittkunst, die Teppichweberei, u. s. w. dienten zur Verherrlichung des Gottesdienstes wie zur Erhöhung der Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens. Eine Menge Gewerke, in Zünften vereinigt, unter denen die Tuchweber den ersten Rang einnahmen, förderten die heimische Industrie. Die Malerschule Cölns wird in mittelalterlichen Gedichten gefeiert, seine Steinmehlgütte war die bedeutendste am Rhein. Ueberhaupt war die alte Rheinstadt der Mittelpunkt alles geistigen und materiellen Lebens der Deutschen geworden, vielfach einwirkend auf das Kulturleben der Nation, die von ihr mannigfache Anregung empfing, während Cöln den größten Einfluß auf die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse übte.

Als Johannes von Jerusalem den Erzbischof Engelbert besuchte, staunte der König über die Pracht, mit welcher er von Leßterem und der Stadt empfangen wurde. Noch größer war der Glanz, der beim Einzuge der Verlobten Friedrichs II., der schönen Isabella von England sich entfaltete. Zehntausend Bürger zogen auf prachtvollen Rossen, in festlichen Kleidern, der Fürstin entgegen und führten herrliche Ritterspiele auf. Petrarca, der im Jahre 1330 in Cöln war, spricht sich voll Begeisterung über die Blüthe dieser Stadt aus. Schon im Jahre 1197 war hier ein Turnier gehalten worden, an dem nicht bloß Philipp von Schwaben, der nachmalige Kaiser, sondern auch fast alle Fürsten, Grafen und Ritter Deutschlands und der Niederlande Theil nahmen. Das Turnier fand auf dem Neumarkte zu Ehren des Grafen Florenz von Hennegau statt. Zum Beschlusse luden Bürgermeister und Rath die Theilnehmer zu einem Bankett und Abendtanz ein, wobei die Gäste so wohl bewirthet wurden, daß diese der Meinung waren „Cöln sei nicht eine Stadt, sondern ein Vorhof des Paradieses“. Im Jahre 1195 wurde Otto IV. in Cöln zum Kaiser gewählt und 1207 ward Philipp von Schwaben, der selbst anwesend war, von der cölnischen Bürgerschaft gehuldigt. Daß dabei alle erdenkliche Pracht entfaltet wurde, ist natürlich.

Man würde indessen sehr irren, wollte man annehmen, daß der damalige Luxus dem heutigen gleichkomme. Große Handelsstädte thaten es darin kleineren zuvor, allein im Ganzen genommen lebten unsere Voreltern doch viel einfacher und schlichter, als wir. Das äußere Bild der Städte jener Zeit war sich so ziemlich gleich. Wälle und Mauern, mit Wehrthürmen und Wicthäusern, dienten zum Schutze gegen die Feinde. Die Bürgerschaft war in Waffen geübt, und scharte sich im Falle eines Krieges um ihre Anführer. Die Straßen waren enge und düster, die Häuser geräumig, mit weiten Fluren, bequemen Treppen, geräumigen Söllern. Die durch die Kreuzzüge vermittelte Verbindung hatte zierliche Erker und Giebelthürmchen eingeführt. Der „Sachsenspiegel“ zählt in folgender Weise die Habseligkeiten der

Hausfrau auf: Truben mit gewölbtem Deckel, alles Garn, Betten, Pfühle, Kissen, Leilach, Tischlaken, Handquelen, Badelaken, Becken, Leuchter, Leinen, alle weiblichen Kleider, Fingerringe, Armgold, Psalter, und alle Bücher, die zum Gottesdienste gehören, die Frauen zu lesen pflegen, Sessel, Teppiche, Umhänge, mancherlei Kleinoden u. s. w. Alles dieses reichte grade zur Nothdurft aus; die spätere Zeit kannte eine Menge Luxusgesetze, mit denen der Brunkliebe und Schwelgerei entgegen getreten werden sollte. Casarius von Heisterbach, der im Jahre 1199 in den Orden trat, sah als Knabe in Cöln trunkselige Jünglinge nackt durch die Straßen laufen. Ein junger Cölnler verwürfelte seine Kleider und erhängte sich dann aus Verzweiflung darüber. Der Klerus verschlemmte das Eigenthum der Kirchen; vom Almosen der Armen kaufte er vergoldete Zügel, glänzende Sporen, gemalte Sessel, bunte Gewänder. Die Adelligen zogen auf glänzende Ritterspiele, besuchten die lärmenden Kirchweihen des Landvolks, hielten mit den Dorfgeistlichen Gelage oder ergaben sich dem Würfelspiel. In der Kleidung, wie im Essen und Trinken kannte der Luxus der Bürger kein Maß und Ziel. Noch im Jahre 1400 suchte der Rath in Cöln bei amtlichen Festessen die nöthige Mäßigkeit durch einen engbegrenzten Küchenzettel herbeizuführen. Es wurden verordnet drei Gänge: Rindstück und Schinken oder Wurst mit Gemüse, Hühner, Gänse oder Enten, Hasen- oder Hammelbraten; zum Nachtische bloß Käse, Butter und Käse. Das Leichengefolge wurde auf sechs Männer und eben so viele Frauen festgesetzt. Die Nummern zur Fastenzeit wurden 1431 so toll getrieben, daß der Rath sie sammt und sonders verbieten ließ. Gleiches Schicksal hatten im Jahre 1412 die Tänze der Zünfte so wie das Maisspiel, bei dem allerlei Unfug getrieben wurde.

Die Zeit vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert ist überhaupt für Cöln die Periode der Blüthe und des Gedeihens, so daß man sich nicht wundern darf, wenn dort Ritter, Geistlichkeit und Bürger sich dem Wohlleben überließen. Wurde doch darüber Kunst und Wissenschaft nicht vergessen, was die Kirchenbauten aus jener Zeit so wie die damaligen Schulen beweisen. Albertus Magnus, auch Deutonicus genannt, zog durch seine Gelehrsamkeit aus allen Landen Jünglinge herbei, die den großen Kirchenlehrer hören wollten.

Sein Schüler war Thomas von Aquin, einer der größten und scharfsinnigsten Theologen der damaligen Zeit. Als er und Albertus gestorben waren, schickte der Minoritenorden den berühmten Scotus nach Cöln, der im Minoritenkloster lehrte und so großen Zulauf hatte, daß die weiten Räume die Menge der Zuhörer nicht fassen konnten. Die Klosterschulen und übrigen Lehranstalten Cölns waren so berühmt, daß selbst aus dem fernen Island Schüler ihnen zuströmten.

Im Jahre 1216 hatte Engelbert, Graf von Berg, den erzbischöflichen Stuhl inne. Er wurde eine Stierde der Geistlichkeit, eine Säule der Kirche, eine feste Stütze des Reiches genannt. Mit unerbittlicher Strenge zog er gegen die Willkür des

Abels zu Felde. Graf Friedrich von Ifenburg hatte von ihm wegen mannigfacher Bedrückungen eine strenge Zurechtweisung erfahren. Dafür sann er auf Rache und der Entschluß, den Erzbischof zu morden, reifte zur unseligen That. Seine Dienerleute wurden durch Versprechungen und falsche Vorspiegelungen für die Ausführung seiner Absichten gewonnen. „Bin ich nicht“, rühmte er, „ein mächtiger Graf, besitze ich nicht ein weites Gebiet und feste Burgen? Zwei meiner Brüder sind Bischöfe; verschwägert ist mir Herzog Walram von Limburg, der mächtigste Fürst in unserm Lande; seinem Sohne aber wird nach des Erzbischofs Tode die Grafschaft Berg zufallen. Graf Dietrich von Cleve ist mein Vetter, und ihm ist wieder der edle Herr von Heinsberg nahe verwandt. Die Grafen Gottfried von Arnberg, Otto von Tecklenburg, den mächtigen Herrn Herrmann von der Lippe und viele andere hat der stolze Erzbischof fortwährend in ihren Rechten gekränkt, hat sie vielfach verletzt und beleidigt, wer sollte sich erheben als Rächer ihres Blutes? Euch alle aber werde ich nach vollbrachter That schützen und bereichern.“

Anfangs November 1225 reiste Engelbert nach Soest, um dort wichtige Landesangelegenheiten zu verhandeln. Die Gerüchte von Anschlägen wider sein Leben wurden nicht beachtet. Ein junger Mönch zu Heisterbach sagte dem Abte: „Herr, habt ihr noch etwas mit dem Erzbischofe zu verhandeln, so zögert nicht; die Tage seines Lebens sind gezählt.“ Und dem Subprior von Altenberg hatte ein frommer Bruder erzählt, wie er ein Gesicht gehabt, daß dem Erzbischof großes Unheil drohe. Der Subprior aber wagte nicht, jenem die Sache mitzutheilen. Der Graf von Ifenburg war in Soest anwesend und hatte scheinbar die Vorschläge Engelberts angenommen. Als sie abreisten, sagte Letzterer zum Grafen: „Vetter, ich freue mich darauf, daß wir zusammen zum Hofstage hinaufreisen, den der König und die Fürsten zu Nürnberg feiern werden.“ Friedrich verließ den Erzbischof, der nach Schwelm zur Einweihung einer Kirche ritt, suchte seine Genossen auf und reizte diese, die Mordthat zu vollführen. Es war am 7. November 1225 gegen Abend, als Friedrich sich abermals beim Erzbischofe einfand. Graf Konrad von Dortmund, der im Gefolge Engelberts war, sagte zu diesem, als er den Ifenburger ankommen sah: „Herr, es will mir nicht gefallen, daß dieser Graf so oft kommt und wieder geht. Seht, nun kommt er zum drittenmal, und nicht wie vorher auf einem Zelter, sondern auf seinem Streitrosse. Ich rathe euch, daß ihr gleichfalls euer Streitross besteigt.“ Aber Engelbert entgegnete, er fürchte Jenen nicht, den er in keiner Weise verletzt habe. Als der Graf näher kam, bedeckte Todtenblässe sein Gesicht. Engelbert redete ihn an, der Ifenburger schwieg. Nun überfiel einen Theil der Geistlichen und Ritter im Gefolge des Erzbischofs ein Grauen, so daß sie voraus ritten. Es war zur Zeit der Dämmerung, als der Erzbischof an den Ort kam, wo Friedrichs Leute versteckt waren. Dieser selbst wurde nun zum erstenmale von der Wucht des Gedankens an

die That bedrückt, die er auszuführen im Begriffe stand. „Wehe mir Glenden!“ sagte er zu den Seinen „wie kam ich zu dem schrecklichen Gedanken, meinen Herrn und Blutsverwandten erschlagen zu wollen.“ Allein die Genossen fachten seinen Grimm abermals zu hellen Flammen an. Der gute Engelwich von Ifenburgs Seite, über seine Seele hatte die Hölle Gewalt. Auf der Höhe des Gwelsberges zwischen Hagen und Schwelm sollte die blutige That geschehen. Graf Friedrich hatte sich vom Erzbischofe beurlaubt; als er weiter geritten, schickte ihm der Ifenburger noch einige Knechte nach. Der Weg führte durch einen tiefen Hohlweg, der zu beiden Seiten von Gebüsch eingefaßt war. Heribert von Rinckerode gab durch ein gellendes Pfeifen den Mordgesellen das verabredete Signal. Wie ein Oer auf die Taube, stürzten sich diese auf den Erzbischof, der rasch sein Streitross bestiegen hatte, als er die Leute des Grafen den Ausgang des Hohlweges besetzen sah. Engelbert wurde zuerst am Schenkel verwundet. Konrad von Dortmund hielt ritterlich aus bei seinem Herrn. Ein Schwertstreich an der Stirne und ein Stoß zwischen die Schultern machten ihn kampfunfähig. Nun flohen die übrigen Leute Engelberts und der Prälat blieb seinem Schicksal überlassen. Heribert hatte ihn bis in das Gebüsch verfolgt, das sich seitwärts hinzog, denn sein Streitross trug ihn mit schnellem Sahe auf die Höhe. Der Ifenburger, das Geschrei der in der Dunkelheit Ringenden hörend, rief mit lauter Stimme: „Greift ihn, haltet ihn, er wird uns zu mächtig!“ Und als der Bischof um Gnade flehte, rief Friedrich abermals: „Schlagt ihn nieder den Räuber, der die Geln ihres Erbtheils beraubt, der keinen verschont!“ Ein Knecht des Grafen führte einen Schwertstreich nach Engelberts Haupt, ein zweiter trennte eine Hand vom Körper, dann durchstach er ihn mit der blutigen Klinge. Nun eilten neue Knechte hinzu. Schlag auf Schlag trifft den Körper des Erzbischofs, der wehrlos am Boden lag, im Todeskampfe röchelnd, einsam in der Nacht der Wuth dieser Unmenschen Preis gegeben. Bald war sein Körper eine einzige große Wunde. Als Graf Friedrich den Zustand Engelberts sah, rief er: „Wehe mir Glenden, es ist schon zuviel!“ Eilends bestieg er sein Ross und sprengte mit den Gefährten der fernem Ifenburg zu.

Ein Ritter aus dem Gefolge Engelberts und der Kellermeister fanden ihren Herrn entseelt am Boden liegen, mit Blut überströmt und der Körper mit klaffenden Wunden bedeckt. Sie legten ihn auf einen schlechten Karren und führten die Leiche nach Schwelm und von dort nach Altenberg, wo sieben und vierzig Wunden gezählt wurden. Am vierten Tage nach der Ermordung traf der Trauerzug in Cöln ein, wo die Leiche feierlich beigesetzt wurde. Laut schollen die Klagen um den gemordeten Kirchenfürsten. Acht und Bann traf die Mörder; die Ifenburg wurde gebrochen, der Graf aber, der als Kaufmann verkleidet in der Fremde umherirrete, ward zwischen Lüttich und Huy von Balduin von Gemey gefangen, nach Cöln gebracht und dort auf das Rad geschothen. Engelbert ward heilig

gesprochen. Sein Nachfolger und Rächer, Heinrich, Graf von Molenark, ruhte nicht eher, als bis alle Theilnehmer an jener Frevelthat und deren Freunde ihre gerechte Strafe erlitten. Mehrere von ihnen waren schon gestorben, Andere, wie Graf Heinrich von Limburg und der Bischof von Os-

nabrück, die sich der Kinder des Ifenburgers annahmen, mußten seine schwere Hand fühlen. Als er 1237 starb, folgte ihm Conrad von Hochstaden, der seinen Namen durch den Bau des Domes verewigt hat.

III.

Cöln rühmt sich nicht allein, von den Römern gegründet worden zu sein, es erhebt auch den Anspruch, seine ältesten Adelsgeschlechter von Rom erhalten zu haben. Es giebt wenige Städte, die ein so altes und so mächtiges Patriciat aufzuweisen haben, wie Cöln. Die Overstolzen, die vom Quattermarkt, von der Aducht, von der Hartfaust, die von Gyr, von Gryn, die Kleingedank, die Spiegel zum Dysberg, die Juden werden von der Chronik namentlich als solche aufgeführt, die unter Trajan nach der Agrippinenserstadt gekommen sein sollen. Aus ihnen gingen noch 33 andere Rittergeschlechter hervor, die mit jenen das Patriciat Cölns bildeten, auf allen Zusammenkünften und Festen des deutschen Adels für ebenbürtig geachtet wurden und durch Tapferkeit in blutigen Kämpfen wie durch Waffengewandtheit im Tourneire glänzten. Von Ritter Gerhard Scherfgen rühmt der Verfasser der Rheinchronik Gottfried von Hagen, er habe den Preis von 2000 Rittern in den Turnieren gewonnen. Sie bewohnten weitläufige Burghäuser mit schlank und kühn aufstrebenden Lugthürmen, zierlichen, wappengeschmückten Erkern, Ecktürmen und Giebelzinnen und weiten Höfen, die malerische Steinlauben und Galerien umgeben. Eines der ältesten und merkwürdigsten Ritterhäuser Cölns ist das sogenannte „Tempelhauß“ in der Rheingasse, das im Vorgiebel über dem Erdgeschoße auf blauem Grunde mit goldenen Buchstaben die Inschrift trug:

Tzo der Rhyngatze bin ich genant
Godeu Luiden wail bekant.

Hier wohnte ein Zweig des mächtigen Geschlechtes der Overstolzen, das einen rothen Schild mit einem fünf-, einem vier- und einem dreizahnigen nach unten gefehrten goldenen Wappenkamm führte und als Vorrecht eine Auszeichnung in der Kleidung, nämlich Scharlach mit grünem Futter, besaß. Mit diesem Geschlecht verwandt waren die von Lyskirchen so wie die von Quattermarkt. Diese und andere Edele traten als Beschützer der Freiheit Cölns gegen die Uebergriffe der Erzbischöfe auf, ließen sich aber zuweilen auch von Eifersucht gegen die reich und übermüthig gewordenen Zünfte, besonders gegen die Weber, zu blutigen Kämpfen verleiten oder wütheten in ihren eigenen Reihen, wenn irgend ein Vorrecht verletzt wurde oder politische Gründe einige von den Geschlechtern ins Lager der Gegner getrieben hatten. Im Allgemeinen hielten sie aber fest zusammen und ließen Gut und

Leben willig für die Stadt, in deren Geschichte sie selbst eine so glänzende Rolle spielten.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Schilderung der alten Verfassung Cölns, um die so schwere Kämpfe geführt wurden. „Grund und Boden des alten Kerns der Stadt erscheinen, wie Barthold sagt, durchaus als Eigenthum der Bürger; eine altfreie Gemeinde mit Schöffen, welche die Stadt regierten, bestand seit unvordenklicher Zeit, und der Erzbischof, obgleich durch König Otto I. mit der Lehn- und Dienstherrschaft über alle Vasallen seines Sprengels betraut, galt nur insofern als Stadtherr, als er die höchste Gerichtsbarkeit in geistlichen und weltlichen Dingen übte. So viel anmaßungsvolle, listige und gewalthätige Erzbischöfe sich Jahrhunderte lang mühten, diese freie Gemeinden mit ihren Schöffen zu eigenen Leuten herabzudrücken, ist ihnen doch solches nie dauernd gelungen. Mögen auch einzelne ritterliche und wehrständige Geschlechter in den Stadtverband doch durchaus ein kaufmännisches Gepräge und bildete sich das kölnische Recht, das Mutterrecht zahlloser ferner Städte, überwiegend als kaufmännisches aus. Lebenslängliche Schöffen, gemeiniglich 24 an der Zahl, ergänzten sich durch eigene Wahl, wurden aber vom erzbischöflichen Burggrafen in ihre Thätigkeit eingesetzt; sie hatten die Verwaltung der Stadt, vorbehalten der erzbischöflichen Hoheitsrechte; das Schöffenthum, aus der altgermanischen Gemeindeverfassung entsprossen, war der Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens. Die städtische Gemeinde selbst gliederte sich in Genossenschaften und Bruderschaften verschiedener Art, bald mit politischer Bedeutung, wie die mächtigste und angesehenste, die Richezecheit, die Gilde der Reichen, die älteste, deren zähe Standhaftigkeit als Censuratio die Unabhängigkeit der Stadt verteidigt hat und die gewerbliche, wie schon zu Anfang des XII. Jahrhunderts, wenn nicht früher die Weber und Tuchmacher. Als Patricierthum abgeschlossen, als Geschlechter, und wenn auch größtentheils reiche Kaufleute, dennoch so beweglich, daß sie leicht zum ritterlichen Leben übergingen, — ähnlich wie in den flandrischen Städten, wo der Brauherr Ritter und der Ritter Brauherr, — besetzte die Richezecheit aus sich die Schöffenbank und alle andern wichtigen Stadtämter. Unter sich hatte die engere Gemeinde der „vorzüglichen“ Bürger, welche im „Bürgerhaufe“ zusammenkamen, ihre besonderen Vorsteher und wählte später aus ihrer Mitte alljährlich zwei

Bürgermeister, denen jedoch keine eigentliche Gerichtsbarkeit, sondern nur eine ausführende polizeiliche Gewalt zustand. Die Innungen, die Bruderschaften der geringeren Bürger, beurkundeten in Köln ihre größere Freiheit und den Unterschied von der Hofshörigkeit wesentlich darin, daß sie ihre Vorsteher nicht durch die Wahl des erzbischöflichen Burggrafen empfangen, sondern sie aus ihrer Mitte erkoren. Von Zwangsarbeiten für den Hof des geistlichen Oberherrn ist in Köln so wenig die Rede, als von unentgeltlichen Dienstleistungen der Kaufleute."

Erzbischof Conrad von Hochstaden, der „zweite Salomo“, aus einem alten Dynastengeschlechte entsprossen, vereinte hinlängliches territoriales und kirchliches Ansehen die Ideen seiner Vorgänger auszuführen. Auf dem Schlosse Nydeggen, wo ihn Graf Wilhelm von Jülich neun Monate gefangen hielt, hatte er Zeit genug, über seine Pläne nachzudenken. Es gehörte viel Muth und Entschlossenheit zu seinem Beginnen, denn die Geschichte Kölns bewies ihm, daß seine Bürger sich so leicht nicht unterdrücken ließen. In den Thronstreitigkeiten zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig hatte die Stadt ihre Macht und ihren Einfluß gezeigt und nach Philipps Tode stellten sich die Bürger ganz entschieden auf Otto's IV. Seite, wie sie schon früher männlich zu Heinrich IV. gehalten hatten. Allein Conrad war nicht der Mann, der sich von dem einmal gefassten Beschlusse hätte abbringen lassen. Während seine Stellung, dem Kaiser und dem Papste gegenüber, immer bedeutsamer wurde, war seine Macht in Köln selbst äußerst beschränkt. Schon mehrmals hatte er versucht, sich Einfluß auf rein städtische Angelegenheiten zu verschaffen, allein vergebens. Die Bürgerschaft widerstrebte ihm um so mehr, als sie den Hohenstaufen anhängen, Conrad aber auf Seite Wilhelms von Holland stand. Erst als Kaiser Friedrich II. gestorben war, trat der Erzbischof offener mit seinen Versuchen hervor, die Rechte der Stadt zu schmälern. Gottfried Hagen bemerkt darüber:

Zeit der Kaiser Friedrich starb
Und des Reiches Macht verbarb,
Und dem Landesherren dänchte
Daß sie Niemand zwingen möchte,
Wahrlich, Köln, so darf ich sprechen,
Wollte Bischof Conrad brechen
Deinen Frieden. —

Der Dominicanermönch Albertus Magnus, dessen wir schon gedachten, ein eben so guter Politiker als Theologe, in den Naturwissenschaften wie in der Baukunst gründlich erfahren, war Conrads Freund und Vertrauter. Er wird es auch gewesen sein, der den mächtigen Erzbischof, — über die Massen reich an Gold, Silber und Edelsteinen und über die Schätze des Domstifts verfügend, — zum Bau des neuen Domes veranlaßte. War doch Albertus bei seinem Aufenthalte in Straßburg mit den Meistern der Bauhütte zusammengekommen, die ihm ohne Zweifel ihre Geheimnisse mittheilten und ihn dadurch be-

fähigten, selbst als Kirchenbaumeister aufzutreten. Erzbischof Engelbert, bekanntlich aus dem Graefengeschlechte von Berg, dem auch des jetzt regierenden Königs Majestät entstammt, hatte sich schon mit dem Gedanken des Neubaus getragen und nicht allein fünfhundert Mark zum Beginne desselben, sondern auch jährlich bis zur Vollendung desselben eine gleiche Summe versprochen. Sein Tod ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen. Conrad von Hochstaden, der wohl einsah, daß der Hildeboldsche Dom nicht mehr würdig sei, dem Erzsitze Köln als Kathedrale, den Gebeinen der heiligen drei Könige als Tumba zu dienen, wollte einen Tempel bauen, der seiner Macht, der Größe und Pracht Kölns, der Frömmigkeit und Kunstliebe seiner Bewohner entspreche. Wie Albertus Magnus überhaupt vom Goldfaden der Sage umsponnen ist, so auch hier. Unbezeugt und unerwiesen ist, was sie berichtet, daß er den Grundplan zum Dome entworfen habe. Die Tradition erzählt:

Mit dem Gedanken an den Bau beschäftigt, saß er eines Abends in seiner einsamen Zelle, ohne zu gewahren, daß das Licht längst ausgebrannt sei. Tiefes Dunkel herrschte um ihn, während er inbrünstig um Erleuchtung zur Vollendung des Werkes betete, das er zu Gottes Ehre schaffen sollte. Wie Wetterleuchten zuckte es plötzlich vor seinen Augen. Ein milder Lichtglanz umfloß ihn, so daß er vier Männer in weiten Talaren erkennen konnte, die durch die Thüre schritten, goldene, hellstrahlende Kronen auf den Häuptern tragend. Jeder von ihnen hielt ein Zeichen in der Hand, das sie als Meister der Baukunst kennzeichnete. Ihnen folgte, in Himmelschöne strahlend, die Mutter Gottes, einen Lilienstengel voll duftigen Blüten tragend. Mit diesem deutete sie dem Meister Linien an, die sich auf der Wand der Zelle zum Grundplan eines Gotteshauses gestalteten, wie Albertus Magnus zuvor feins gesehen hatte. Müßig gab er sich ans Werk, als die Gestalten verschwunden waren, und bald war der Plan vollendet, der erst im neunzehnten Jahrhundert zur völligen Ausführung kommen sollte. Im Jahre 1251 wurde der Grundstein durch Erzbischof Conrad gelegt; im Jahre 1257 beschenkte das Domcapitel den Domwerkmeister Gerhard von Nyle mit einem Plaze, auf welchem er sich ein steinernes Haus erbaute, in Anerkennung seiner Verdienste um den Dombau. Dieser wollte indessen nicht recht gedeihen und konnte erst am 27. September 1322 der hohe Chor geweiht und dem Gottesdienste übergeben werden.

Wie bei allen großartigen Bauten, die menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen, der Teufel die Hand im Spiele gehabt haben muß, so berichtet die Sage auch hier ein Gleiches. Doch lassen wir die Poeten sprechen, die den Dom in alten und neuen Tagen vielfach besungen haben. Ist er doch selbst mit seinen Bildern und Blumen, seinen Säulen und Gewölben ein Gedicht, in Runen geschrieben, deren Sinn wir noch nicht vollständig zu fassen im Stande sind. Er ist einer der gewaltigsten Merksteine der Menschheitsentwicklung, eine zur

Ihat verkörperte Idee, die uns fast zu riesig für den Geist eines Staubgeborenen erscheint. Meister Gerhard, so erzählt das Volk, der das gewaltige Werk leitete, war ein hochmüthiger, vermessener Mann, den ein unbefiegbarer Stolz auf seine Baukunst erfüllte und der sich der Einzige im deutschen Lande dünkte. Als er eines Tages auf der Höhe des Domrahnen stand und mit inniger Freude sah, wie der Bau von Tag zu Tag mehr gedieh, trat plötzlich ein Mann in feuerrothem Mantel und mit schwarzem Barret, über das sich eine rothe Hahnenfeder wiegte, zu ihm, freundlich den Morgengruß bietend. Meister Gerhard dankte und fragte womit er dienen könne. Der Fremde erwiderte, er sei ein Baumeister aus Wälschland, in seiner Kunst so erfahren, daß der Erdboden keinen trage der es ihm zuvorthue. Dem widersprach natürlich Meister Gerhard und so erhob sich eine Unterredung, die wir mit den Worten Follen's erzählen wollen.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
Euch Schwägern rühm ichs ins Gesicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelsteine schießen.“
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll sehn vollendet was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

„Erst dann, wie unter Moses Stabe,
Wird Euch der reichsten Quelle Labe
Entspringen aus dem Münstertur;
Der Quell entströmet nur den Händen,
So diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!“ —

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand ersticht es wieder,
Das lebenreiche Samentorn;
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es stammt die Rose
Aus seinem unerlöschtesten Born.

Die Säulenäße im Dach verwoben,
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon bliden durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Seraphinentranze schauen,
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meister
Vergebens forschend seine Weiser,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn:
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Elfe schliefen.
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich berge mich.“
Sie wirft, der Schwester Anie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend
Zu der Beglückten Füßen sich.

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen:
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat dich der Meister eingeweicht;
Sein Name tönt im Psalmenruhm,
Er baut ihn auf im Heiligthume:
Nun Schwester laß Barmherzigkeit.“

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen;
Geschehe mir was mag geschehen!
Heb, Schwester, Anie und Augen heß:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Händen,
Im Thur des Thurmes, birgt den Quell.“ —

Und kaum hat Jener Mund empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heron! hier ist der Mosesstab!“
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg euch, Thurm, in Zauberbände!
Hinunter Quell, verdurst im Sande!“
So sang der Meister und verschwand.

Der Fremde, der Niemand anders als der Teufel war, hatte einen Kanal von Trier durch die Gifel nach Cöln geführt und eine Ente schnatterte lustig am Fuße des Domthurms, als Gerhard sah, daß er seinen Meister gefunden. Verzweifelt stürzte er sich von der Höhe des Thurmes. Sein treuer Hund folgte ihm nach, wie noch heute ein Steinbild zeigt. Satan hatte den Bau in Bann gelegt, daß er nicht wachsen und gedeihen konnte. Ihm war überhaupt dieser stolze Dom ein Dorn im Auge. Als im Jahre 1438 unzählige Gläubige nach Cöln kamen, um vor den Reliquien der heil. drei Könige zu beten, warf er einen schweren Stein durch das Gewölbe auf die Kapelle der drei Weisen, um diese zu zerschmettern, welches ihm aber mißlang.

Der Ruf Alberts des Großen zog eine Menge Fürsten und Adelige nach Cöln, die den weitberühmten Mann, den Plinius und Aristoteles des Mittelalters, kennen zu lernen wünschten. So kam auch um Weihnachten 1248 der zwanzigjährige römische König Wilhelm von Holland mit einem zahlreichen Gefolge nach Cöln und stattete dem gelehrten Manne einen Besuch ab. Nachdem sich die Herren im Dominicanerkloster umgesehen hatten, fragte Albertus den Kaiser, ob er ihm jetzt seinen Blumengarten zeigen sollte. Verwundert starrte dieser ihn an, denn es war so kalt, daß ihnen der Hauch in den Bärten gefror. Allein Albertus führte sie in das Refectorium, das sich urplötzlich in den schönsten Garten der Welt umgewandelt hatte. Ringsum standen die köstlichsten Blumen, aus reichfarbigen Kelchen die süßesten Düfte verbreitend. Liebliche Vögel wiegten sich auf den Zweigen und sangen fröhliche Lieder; silberne Quellen sprangen aus marmornen Becken und eine maitlich warme Luft wehte durch die Bäume, an denen goldene Früchte glänzten. Alle staunten ob der Pracht und der Herrlichkeit des Gartens und pflückten sich in Lust und Freude die schönsten Blumen, die lieblichsten Früchte. Plötzlich war Alles verschwunden. Die Gäste standen im Refectorio, durch das ein eisiger Wind strich. Kalt und nackt waren die Wände, durch die kleinen Fensterscheiben sah man die mit Schnee bedeckten Bäume des Klostergartens. Des Kaisers Narr, der auf einen Baum geklettert war, hing zwischen dem Gitter eingeklemmt und schrie erbärmlich. Darob lachten die Gäste und verabschiedeten sich dankend von dem weisen Meister, der den Winter zum Frühling umgeschaffen hatte. König Wilhelm aber besuchte ihn noch oft und hielt heimliche Zwiegespräche, an denen auch gewiß Erzbischof Conrad von Hochstaden Theil nahm.

Dies schmerzte es diesen, „der die Reichsgewalt in Deutschland gehandhabt, zwei Könige gewählt, die Macht der Hohenstaufen gefällt hatte“, daß er die übermüthigen Bürger in der heiligen Stadt Cöln frei schalten und walten lassen sollte. Waren doch selbst viele der Patrizier, welche das Stadtre Regiment in Händen hatten, ursprünglich bürgerlicher Herkunft, im Laufe der Zeit zu ritterlicher Würde gelangt! Diese wagten es, ihm, dem Dynasten, dem mächtigsten Kirchenfürsten seiner Zeit Trost zu bieten! Die Stadt erkühnte sich sogar einen Handelsvertrag mit Brabant abzuschließen, der „durch etwaigen Krieg mit dem Erzbischof nicht gestört werden sollte.“ Das war mehr, als er ertragen konnte, dem ruhiges Ueberlegen und bedächtiges Handeln überhaupt nicht eigen war. Er begann damit, die im Stiftslande zollfreien Waaren der Cölner mit Zöllen zu belegen, und machte von seinem Prägerrechte Gebrauch, obgleich er dem Herkommen gemäß, nur dreimal Münzen schlagen lassen durfte. Die Münzerhausgenossenschaft protestirte und die Stadt bat um Abstellung dieses Mißbrauchs, sowie um Beseitigung der Zollplackereien. Erzürnt verließ Conrad die Stadt und ging nach Andernach, von wo aus er den

Cölnern einen Absagebrief schickte. Von vielen Rittern und Herrn begleitet, fuhr er in 14 Kriegsfahrzeugen zur Fastenzeit 1252 den Strom hinunter, und begann von Deuz aus die Belagerung mittelst großer Wurfmaschinen welche gewaltige Schieferblöcke, aber ohne Erfolg, in die Stadt schleuderten. Die Bürger spotteten seiner Anstrengungen, da sie sich hinter ihren Mauern und Thürmen sicher fühlten. Mißmuthig saß Conrad eines Tages in seinem Zelte zu Deuz. Da näherte sich ihm der Ritter Hermann von Vietinghofen und sprach so wohlgelegte Worte, daß der Erzbischof zur Versöhnung gestimmt wurde. Der Friede kam zu Stande, allein nicht lange ließ es den Erzbischof ruhen. Er hatte dem cölnischen Ritter Bruyn von Koese freies Geleit zugesagt; aber sein Wort gebrochen. Die Bürger waffneten sich und zogen, vom Grafen Dietrich von Falkenburg angeführt, nach dem Dorfe Frechem, wo der Erzbischof seine Schaaren aufgestellt hatte. „Freunde!“ sprach der Graf von Falkenburg zu den Cölnern, „haltet euch unverzagt. Hohes Lob und großer Ruhm soll uns werden, wenn wir einziehen in Cölns Mauern, oder wir wollen diese Wahlstatt nicht mehr verlassen.“ Da rief begeistert Ritter Johann von Lepart, der einen Leoparden im Schilde führte: „So möge denn nimmer Ehre und Gut dessen werden, wer am heutigen Tage flieht oder weicht.“

Als er so gesprochen, stieß er dem wiehernden Rosse die Sporen in die Seiten, legte die Lanze ein und rannte tapfer auf einen bischöflichen Ritter an. Seine Lanze zerstießte und der Ritter durchstach den muthigen Jüngling, daß er auf den Tod verwundet vom Pferde sank. Jetzt begann das Treffen auf allen Seiten. Des Falkenburgers Tapferkeit gab ihm die Entscheidung. Mochte auch Erzbischof Conrad seinen Demantring vom Finger ziehen und die Seinen auf die siegreichverleihende Kraft des Steines aufmerksam machen: es half ihm Nichts und in schneller Flucht mußte er sein Heil suchen. Mathias Overstolz, Daniel Jude, Peter von Lepart und Simon Koisgyn setzten ihm nach, geriethen aber in die Feinde und wurden gefangen genommen. Große Beute und viele Ritter des Bischofs fielen in die Hände der Sieger, die jubelnd nach Cöln zurückkehrten. Durch Vermittlung Albrechts von Trier wurden endlich beide Parteien wieder ausgeöhnt. Conrad suchte nun durch List sein Ziel zu erreichen. Er kannte den Haß der Zünfte, besonders der Tuchmacher, gegen die Geschlechter. Zuerst versuchte er, diese und die reichen Bürger zu einem Bunde zu verlocken, der auf ihre Unterwerfung hinauslief. Dann rief er die Weber und andere Mitglieder der Zünfte auf den Gerichtssaal und entflamte ihren Zorn gegen die stolzen Geschlechter, die das Stadtre Regiment in Händen hatten, so daß jene ihm Beistand gelobten.

Jetzt entfachte Conrad die Patricier ihrer Aemter und verließ diese nichtadeligen Gemeindegliedern. Von den Schöffenbrüdern, den Rectoren der Rikerzecheit und den Meistern der Pfarngerichte sollte Niemand seine Stelle behalten, der nicht bei

der Gemeinde gut angeschrieben stand. Die neuen Kreaturen des Erzbischofs wurden zu Schöffen ernannt. Die Geschlechter schwiegen, bis die Brutalitäten der Sieger sie zur Thatkraft aufstachelten.

Ostern 1259 kam es in der Kirche zur weisen Frauen zu Händeln zwischen den Patriciern und einigen Metzgern, deren Zunft an Uebermuth den Andern nichts nachgab. Einer der Metzger wurde getödtet; der Tumult pflanzte sich fort und gegen Abend begann das Volk, das Haus des Herrn Brun Hardefaust's zu stürmen. Nun ernannten sich die Geschlechter und ihrer dreißig, von Ludwig von Nummerloch angeführt, trieben den Schwarm auseinander. Die Schöffen klagten und der Erzbischof verurtheilte die Geschlechter zu einer Geldbuße von 600 Mark und feierlicher Abbitte. Was war der Uebermacht gegenüber zu thun? Die Patricier spotteten im Stillen über die Handwerkerkäufe, die im Leben nur Heringe und Pfennige ausgetauscht, über die Bäcker im Schmucke des Pfauenhutes u. s. w. Der Erzbischof wies ihre Bitte um Absetzung dieser unwürdigen Schöffen zurück, von denen Gottfried Hagen in seiner Heimchronik bemerkt:

... ich solde it hassen,
dat van Coelne die hilige stat
mit sulchen eselen was besat.
Wee do an eyne esele eins lewen hut,
hin jreirt doch eins esels lut.

Ergrimmt über diese Mißachtung zogen die Geschlechter die Sturmglocke und wappneten sich zum Kampfe. Die Zünfte ihrerseits, von Hermann dem Fischer in wüthender Rede aufgestachelt, griffen auch zu den Waffen. Conrad nahm wieder zur List seine Zuflucht; er sagte zwölf der Edelsten freies Geleit zu und als sie vor ihm erschienen, wurden sie gefangen genommen. Vier derselben, unter ihnen Matthias Dverstolz, wurden nach der Feste Nar geschleppt, die übrigen aber nach einigen Tagen freigelassen. Sie suchten ihr Heil in schleuniger Flucht. Nun hatte der Erzbischof freie Hand. Die Kölner aber wurden aus freien Bürgern seine „eigenen Leute“, die willig dem gewaltigen Herrn gehorchten. Am 27. September 1261 starb er, beharrlich die Freilassung der gefangenen Ritter verweigern. Engelbert von Falkenburg sein Neffe, bestieg den erzbischöflichen Stuhl. Dieser gab dem Rhein in Nichts nach. — Weit entfernt, den Gefangenen ihre Kerkerthore zu öffnen, ließ er noch drei Häupter des kölnischen Adels in Haft nehmen und nach Nar bringen.

Als sie bei den andern Leidensgenossen ankamen, klagte Gerhard Dverstolz: „So hat sich unsere Zahl vermehrt; wir waren acht, jetzt sind wir elf!“ Daniel Jude, einer der Gefangenen, erwiderte: „Obwohl bei den Großen dieser Erde wenig Treue wohnt, so geht des Glückes Rad doch auf und nieder; der Eine wird gehoben und der Andere wird gestürzt; auch unser Loos kann sich noch wenden. Darum seid getroßt und laßt uns noch hoffen.“ Nach einigen Monaten

bot ein Zufall den Gefangenen den Weg zur Flucht. Gottschalk Dverstolz hatte sich in seinem Kerker zum Zeitvertreib eine Maus abgerichtet und das Thierchen so zahm gemacht, daß es auf sein Rufen kam und mit ihm spielte. Eines Tages läuft die Maus in ein Loch und verschwindet. Gottschalk gräbt ihr nach und findet Feilen und Meißel, die wahrscheinlich irgend ein Gefangener vor seiner Befreiung hier verborgen hatte. Bald gingen die Ritter an das Werk ihrer Rettung. Die Ketten und Gitter wurden durchgeholt; Stricke lieferten die zerschnittenen Betttücher. In der Stille der Nacht ließen sie sich den Thurm hinab bis auf die Capelle, zu den Füßen des Schlosses und von da bis zu einem Lindenbaume. Bald sahen sie sich im Freien. Die Nacht war kalt und Schnee lag auf den Bergen. Am Walde angekommen, theilten sie sich in drei Haufen. Der Eine gelangte glücklich nach Sinzig. Die Andern nach der Lomburg; Gerhard Dverstolz, Costin von der Abucht und die Brüder Daniel und Peter Jude schlugen den Weg nach dem Rheine ein, um das rechte Flußufer zu gewinnen. Sie kamen auf den Klosterhof zu Abendorf, wo sie Bruder Hermann, der Wirthschafter, theilnehmend empfing. Er labte sie mit Speise und Trank und wies ihnen weiche Betten an, die sie lange genug entbehrt hatten. Die Fesseln wurden abgehauen und sorglos suchten sie das Lager. Morgens in der Frühe, als sie sich zur Weiterreise anschickten, stürzte der Mönch athemlos in das Gemach und theilte ihnen mit, daß Reiter von der Lorbürg in der Ferne sichtbar würden. Hastig führte er die Ritter durch die Scheune in den Hof eines armen Bauern, wo ein großer Käsekasten sie aufnahm. Als nun die Reiter ankamen, sahen sie die Fesseln in der Stube liegen. Das Leugnen des Bruders half nichts, als sie mit Anzünden des Hofes drohten, gestand er, daß sie in der Frühe dagewesen, aus Furcht, eingeholt zu werden, aber weiter gezogen seien. Nun durchstöberten die Söldner Alles, selbst den Hinterhof, stachen mit ihren Schwertern und Lanzen in die Strohhäufen, gingen aber am Käsekasten vorüber. Als sie abgezogen, wurden die Geängsteten erlöst und mit Dankesworten schieden sie von den muthigen Mönchen.

Am Abend kamen sie in das Haus eines Fischers zu Remagen, wo sie zu übernachten beschloßen. Sie staunten aber nicht wenig, als ein übel verrufener Mensch eintrat und sie mit Namen nannte. Vertraulich setzte er hinzu: „Fürchtet nichts, ich werde euch nicht verrathen! Aber hier seid ihr nicht sicher. Ich werde für bessere Herberge sorgen!“ Die Ritter waren über diese Theilnahme sehr erfreut. Mittlerweile ging jener Mensch zum Ortsrichter und sagte zu ihm: „Ein Glücksfall kann euch dreihundert Mark bringen; ich verschaffe euch das Unterpand, gebt mir nur dreißig Mark als mein Antheil!“ „Du sollst sie haben!“ erwiderte der Richter; „bringe mir das Pfand!“ Nun kehrte der Verräther in des Fischers Haus zurück und forderte die Ritter auf, ihm zur guten Herberge zu folgen. Arglos begleiteten sie ihn zum Richter, dieser aber war ein

edler Mann, der die Ritter kannte und ihnen einen Fischer schaffte, der sie des großen Eisgangs ungeachtet, über den Rhein schaffte. Eben waren sie auf dem jenseitigen Ufer angekommen, als die Verfolger schon den Rhein erreichten. Sie wagten nicht, überzusetzen, und so konnten die Ritter glücklich nach Siegburg entkommen. Da aber die dortigen Benedictiner sie nicht lange beherbergen wollten, so gingen sie nach Rymwegen, wo sie eine sichere Zuflucht fanden.

Erzbischof Engelbert hatte durch verschiedene kleine Fehden seinen Schatz geschwächt. So kam ihm der Antrag der Geschlechter sehr willkommen, 1500 Mark an seine Kasse zu entrichten, wenn er die neuen Bürgerschöffen zur Rechenschaft ziehen, und die Patricier wieder in ihre Würden einsetzen wolle. Sobald die Summe bezahlt war, entsetzte er die Schöffen und verwies sie; die verbannten Edlen wurden aber nicht zurückgerufen. Mit dem erhaltenen Gelde baute er die Zwingburgen Bayen und Kyle und umgab sie mit Gräben und starken Mauern. Um das Maas seiner Uebergriffe voll zu machen, forderte er am 8. Juli 1262 eine Vermögenssteuer von 6000 Mark, so wie eine Abgabe von Speise und Trank. Hermann von Vietinghofen, sein Vertrauter, meinte: „Hätte ich zwei Röcke an und einen davon verlangte ein Ueberlegener, so gäbe ich ihn gutwillig her, ehe ich ihn gewaltsam verlore.“ Die Bürger aber dachten, das es besser sei, das Eine abzuwehren, um nicht Alles zu verlieren. Eberhard vom Buttermarkt, ein biederer Bürger, trat auf und schilderte den Bürgern in feuriger Rede ihre ehemalige Größe und forderte sie auf, einig zu sein, um das Joch des Erzbischofs abschütteln zu können. Das wirkte! Im Dome wurde die Sturmglocke geläutet und bald antworteten die übrigen Glocken der Stadt mit ihren ehernen Zungen, die Bürger zum Kampfe aufrufend. Alt und Jung wappneten sich; die Thore nach der Landseite zu waren bald erfüllt und freudig begrüßt von Verwandten und Freunden zogen die von der Narburg entflohenen Ritter in die Stadt ein, um sich an die Spitze der Bürger zu stellen. Die Bayenburg war das erste Ziel ihrer Angriffe. Hoch flatterte das Stadtbanner und die Fähnlein der Edlen in den Haufen der Stürmenden. Muthig vertheidigten sich die Soldner des Erzbischofs und gaben manchem Bürger den Tod. Als aber Mathias Dverstolz auf einer Kirchenleiter die Vorwerke erstiegen hatte, war die Burg nicht mehr zu halten. Nach kurzem Kampfe wehte des Banner der Cölner stolz auf den Zinnen des Warthurms. Die Burg wurde geschleift, der Thurm aber zum Andenken stehen gelassen. Nach wenigen Tagen ergab sich auch die Burg zu Kyle, nachdem der Commandant, Peter von Krane, durch einen Pfeilschuß getödtet worden. Die Bürger waren wieder Herr der Stadt; aller Hader zwischen den Geschlechtern und den Zünften schien beseitigt.

Engelbert säumte nicht, die unerhörte Schmach zu rächen. Er sammelte ein starkes Heer und schwur, nicht eher die Belagerung aufheben zu wollen, bis 20 der edelsten Bürger den Tod durch

Henkershand gestorben seien. Allein seine Anstrengungen scheiterten an der Festigkeit der Mauern und der Tapferkeit der Cölner. Bischof Heinrich von Lüttich, Graf Otto von Geldern und Wilhelm von Jülich vermittelten die Sühne. Die Bürger zahlten 6000 Mark Silber und der Erzbischof gab ihnen alle vom Kaiser verliehenen Privilegien zurück. Als er sich in Rom das Pallium holte, entband ihn der Papst seines gegebenen Versprechens und nur die erneute Zahlung von 1200 Mark konnte die Cölner vor dem angedrohten Bannfluche bewahren. Die Ruhe währte nur kurze Zeit. Engelbert zettelte neuen Hader zwischen den Geschlechtern und Zünften an und das übermüthige Wollenamt ließ seinen Einflüsterungen nur zu geneigtes Gehör. Ritter Anselm von Instingen, ein listiger Mensch, stellte den Gewerken vor, daß die Cöln bisher von dem Handel mit Wein und Tuch den Gewinn gehabt, in Allem, was Geld oder Kleidung oder Bauwesen betroffen, ihren Willen der Gemeinde zur Richtschnur aufgedrungen, daß sie überhaupt das Volk auf mannichfache Weise gedrückt und nur Gesetze gegeben hätten, die für die Zünfte lästig und schwer zu halten gewesen seien. Nun versammelte sich am Pfingsttage eine Anzahl reicher Bürger, besonders Weber, auf dem Griechenmarke. Diese stellten einen großen Tanz an und lärmten, daß es am Ende der Stadt gehört wurde. Die Ritter, welche den Rath bildeten, sandten hin und ließen das Volk auffordern, den Tanz einzustellen, damit kein neues Unheil daraus entstehe. Hohnische Reden der Zunftmeister waren die Antwort. Die Geschlechter wappneten sich nun und als die Zünfte erfuhren, daß ihnen ein Schlag zugebracht sei, griffen sie ebenfalls zu den Wehren. Bald war der Griechenmarkt mit vielen Tausenden von bewaffneten Bürgern besetzt. „Tod den Geschlechtern!“ war das Losungswort. Kühn entfalteten die Ritter ihr Banner und sprengten, obgleich in der Minderzahl, wacker in die Reihen der Feinde. Reinart von Hoinbusch war der Erste, der anrannte. Allein im selben Momente kam Wilhelm von Pulheim angeritten und klagte, daß seine Wohnung an der Narburg vom Volk gestürmt werde. Fünfzehn Ritter, unter ihnen Gottschalk Dverstolz und Daniel Jude eilten davon, dem Freunde beizustehen. Sie trafen auf eine Schaar Weber; der Kampf entbrannte und wäre nachtheilig für die Ritter ausgefallen, wenn nicht Wilhelm mit Verstärkung zurückgekehrt wäre. In der Budengasse waren mehr denn tausend Bewaffnete versammelt. Heinrich von Krane sprengte in sie hinein; als er mit dem Pferde stürzte, flog sein Schwager, Walter von der Aducht, durch mehr denn zweihundert Feinde ihm zu Hilfe. Ritter Gerhard Scherfgen rief St. Georgs Schutz an, legte die Lanze ein und stach in die Feinde. Auf der andern Seite fochten die Edlen von Kleingedank sowie mehrere aus dem Geschlechte der Weisen. Das Blut floß in Strömen, viele Wohnungen gingen in Flammen auf. So büßten die Zünfte ihre Lust, für den Erzbischof die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Dieser hatte sich mit einem großen Heere in Gesellschaft des Erzbischofs von Mainz und des Grafen von Cleve und Berg vor der Stadt eingefunden. Als letzterer Nachts im Zelte lag und nach der Stadt blickte, sah er die heilige Ursula mit der Schaar ihrer Jungfrauen, Lichter tragend um die Mauer ziehen, und die Zinnen und Thore segnen. Als sie zum Weyerthore kamen, öffnete sich dieses: die Heiligen zogen ein und dann fielen raffelnd die Thorflügel wieder zu. Diese Erscheinung schreckte die Verbündeten des Erzbischofs so, daß sie abzogen. Engelbert aber sprach: „Was ich auch gegen die Stadt beginne, nichts erwerbe ich als Schande und Schaden. Ich weiß nicht, ob sie das durch Zauberei zu Wege brachten, oder ob ihre Heiligen ihnen wirklich beistehen. So Gott mir helfe, ich wäre viel lieber mit Ehren in einem Streite vor Cöln gefallen, als so unbefiegt vertrieben zu sein.“ Bald kam die Eifersucht der Familie Dverstolz gegen die der Weisen seinen Plänen trefflich zu Statten. Wie bekannt, befaßen Erstere das Vorrecht, in prachtvollen Scharlachkleidern mit grünem Unterfutter einherzugehen. Die Weisen erschienen in derselben Tracht und behaupteten, der Erzbischof habe ihnen dieses Ehrenkleid verliehen. Der Graf von Jülich, als Schiedsrichter berufen, urtheilte, daß die Weisen die Tracht ablegen, aber auch Entschädigung für früher erlittene Unbill von den Dverstolzen erhalten sollten. Die Weisen fügten sich, aber am 10. Januar 1267 griffen sie mit verschiedenen Zünften vereinigt, an 10,000 Mann stark, die Dverstolzen und ihre Genossen an. Diese fochten wie die Löwen, so daß die Volkshäufen weichen mußten. Gottschalk der Roffe, Führer der Weisen, brachte sie wieder zum Stehen. Als ihn aber ein Lanzenstoß traf und er blutend zur Erde sank, flohen die Zünfte in wildester Unordnung. Ewige Verbannung war das Loos der Weisen.

Diese suchten sich nun, mit dem Erzbischof im Bunde, durch List in den Besitz der Stadt zu setzen. Ein armer Schuhlicker, Haveniet mit Namen, der an der Stadtmauer zwischen dem Severins- und Weyerthore wohnte, wurde bestochen, und so grub er ein Loch unter der Mauer, groß genug, daß ein Pferd durchgehen konnte. Dafür sollte er 25 Mark erhalten. In der Nacht des 15. Oktober 1257 zogen die Reifigen des Herzogs von Limburg, von mehreren der Verbannten zum Zuge gegen Cöln aufgestachelt, dem Urethor zu. Graf Dietrich von Cleve und der Graf von Falkenburg, des Erzbischofs Bruder, wollten sich gleichfalls mit ihren Leuten einstellen. Es regnete und stürmte, als der Graf von Cleve in der Nähe des Poulheimer Holzes anlangte. Da sprach er zu seinem Kammerer: „Diese Reise geht an meine Ehre; es wäre mir viel besser, daß ich bliebe. Mir ist schwer zu Muth, wenn ich denke, daß ich zu Cöln durch ein Loch kriechen soll, und vielleicht eben dadurch wieder hinaus muß. Ich wäre lieber auf meinem Schlosse geblieben.“ Der Kammerling versetzte: „Dann haltet euch zur Seite, bis der Troß vorüber ist.“ Das that der Graf und ließ die Seinen allein gen Cöln ziehen.

Als sie vor dem Loche in der Mauer ankamen, zog das Heer hindurch und lagerte sich in den weiten Gärten in der Nähe der Pantaleonskirche. Hermann Winkelbart, ein den Dverstolzen ergebener Mann, hatte aber Kunde vom Einbruch der Feinde erhalten. Augenblicklich rannte er in den Filsengraben und in die Rheingasse, wo die Dverstolzen wohnten und rief: „Zu den Waffen! Die Feinde haben das Urethor inne! Wehret euch, oder ihr werdet mit Weib und Kindern auf den Betten todt geschlagen!“ Sofort wappneten sich die Ritter und sprengten, obwohl nur 40 Mann stark, nach dem Urethore, wo ihnen schon die Feinde entgegenrückten. Mathias Dverstolz führte das Häuflein der Edlen, die sofort den Kampf begannen. Allein die Uebermacht der Eingedrungenen war zu groß, die Ritter mußten weichen, immer sechtend und jeden Schritt vertheidigend. Mathias Dverstolz, ein Greis, verrichtete Wunder der Tapferkeit. Da sank er endlich, zu Tode verwundet, vom Rosse und als man ihn aus dem Getümmel tragen wollte, sprach er mit lauter Stimme: Kümmeret euch nicht um die Todten, helft den Lebenden. Gott und seine liebe Mutter haben uns noch immer geholfen gegen unsere Feinde! Verleiht der Herr uns heute den Sieg, so sterbe ich fröhlichen Muthes! Das waren seine letzten Worte. Von ihnen entflammt, stürzten sich die Edlen aufs neue dem Feinde entgegen und bald flohen die Weisen, da ihr Anführer, Graf Dietrich von Falkenburg, tödtlich getroffen, vom Rosse sank. Aufs neue einigten sich die beiden Parteien und wählten sich Schirmvögte aus den benachbarten Fürsten. Engelbert suchte deshalb Handel mit dem Grafen von Jülich, wurde aber in einem Treffen zwischen Lechenich und Jülich geschlagen und selbst gefangen. Im Triumph führte ihn der Graf von Jülich nach Cöln, gab ihn dem Gespötte des Volkes Preis und verwahrte ihn dann in einem festen Käfig auf der Burg Niededen. Die Stadt und der Graf kamen in den Bann; endlich wurde Engelbert auf Verwendung des Bischofs Albertus Magnus freigelassen. Er starb, nachdem er 1273 bei der Wahl Rudolfs von Habsburg zugegen gewesen und diesen sammt seiner Gemahlin in Aachen gekrönt hatte.

Unter diesen Geschichtsbildern, die uns manche Züge hoher Tapferkeit auf der einen, der List und Intrigue auf der andern Seite vorführen, strahlt die anmuthige Sage vom Bürgermeister Gryn und seinem Löwenkampfe, wie ein leuchtendes Juwel. Am Portale des Rathhauses, dessen Thurm 1467 mit dem Gelde der vertriebenen rathsfähigen Geschlechter begonnen wurde, wie am Thurme des Zeughauses ist dieser Löwenkampf in Stein gehauen, abgebildet. Die Sage selbst lautet nach der Fassung Ernst Weidens, der um kölnische Sage und Geschichte so große Verdienste erworben, wie folgt: Es war im Jahr, als man schrieb 1262, nachdem der Erzbischof Engelbert wieder mit der Stadt Cöln versöhnt war, als zwei Domherren Cölns, die noch immer einen heimlichen Groll gegen den Bürgermeister Hermann Gryn hegten, weil er die Sache der Bürger allzu warm ver-

theidigt, und sich nicht dem Willen des Erzbischofs ergeben, auf ein Mittel sann, an ihm eine schreckliche Rache zu üben. Sie luden ihn daher zum Mittagmahl, um ihn dann einem Löwen vorzuwerfen, den sie vom Erzbischofe zum Aufbewahren erhalten hatten, und auch, um ihn reisender und wüthender zu machen, einige Tage hatten hungern lassen. Hermann Gryn, der Bürgermeister, erschien zu der Zeit, als man ihn geladen, und gedachte eine fröhliche Stunde bei seinen Freunden zu verleben. Ohne Arg folgte er ihnen daher auch, als sie ihm den Löwen zu zeigen versprochen, doch war er kaum an die Kammer, in der das reisende Thier lag, getreten, so stießen sie ihn hinein, und schlossen die Thür auch augenblicklich hinter ihm zu. Mit grauser Blutgier hob sich der Löwe, und stürzte mit einem Sage auf den Unglücklichen, der verloren war, wenn er nicht die Gegenwart des Geistes behalten; in einem Nu schlang er seinen Mantel um die linke Faust, in der er auch sein Birett, die man damals sehr groß trug, hatte, stieß es dem Löwen in den Rachen, und durchbohrte ihn mit der Rechten, in die er sein Schwert gefaßt. Darauf ließ Hermann Gryn die schändlichen Meuterer einfangen und bei dem Domkloster unter das Thor an einen Balken hängen, der noch mit den zwei Löchern, durch welche die Straße gegangen, im Jahre 1499 zu sehen war. Das Thor ward von dieser Zeit an das Pfaffen Thor genannt.

Man hat Zweifel dagegen erhoben, daß diese Sage auf historischem Grunde beruhe. J. W. Wolf, ein geborner Kölner, der mythologischen Wissenschaft leider zu früh durch den Tod entrißen, weist das Vorkommen ähnlicher Sagen in Deutschland und Belgien nach und stellt den Gryn mit dem germanischen Schwertgott Hio zusammen. Im ehemaligen Marstempel zu Köln, aus dem später eine Michaelskapelle wurde, bewahrte man das vorgebliche Schwert Julius Cäsars auf. Die Kapelle ist abgebrochen, aber zu beiden Seiten der Straße wo sie stand, sind die Bilder des Mars und des heil. Michael angebracht. Wahrscheinlich setzte das Schwert des römischen Feldherrn das früher dort verehrte Schwert eines deutschen Gottes, dessen Mythe sich im Volksmunde zur Sage vom Bürgermeister Gryn umgestaltete. Das Vorkommen des Bildwerkes am Rathhause wie am kölnischen Waffenhause ist jedenfalls bedeutsam. Der Michaelsberg bei Siegburg war ein uraltheidnischer Götterberg, wie der Godesberg bei Bonn, dessen Gipfel gleichfalls eine Michaelskapelle trug. Es ist möglich, daß dieser Kriegsgott, den die heidnischen Abier oder Franken in Köln verehrten, identisch ist mit Dietrich von Bern, einer der Hauptgestalten des deutschen Heldenbuchs. Lieder von Dietrich von Bern waren den Bauern im kölnischen bekannt, wie die Chronik bezeugt. Und endlich erinnert das sogenannte Ged en b e r n d e n, das in frühern Zeiten der kölnischen Götterstracht vorantanzte, der Meinung Simrock's zufolge, durch seinen Namen an Odin, den deutschen Kriegsgott, der auch den Beinamen Berend führte.

Wir heben aus dem reichen Kranze der köl-

nischen Sagen noch einige aus, weil sie für den Volksglauben charakteristisch sind. Die Gegenwart wendet sich mit vieler Sorgfalt diesen Resten des deutschen Heidenthums zu. In allen deutschen Gauen werden Sagen, Märchen, Sprüche, Lieder, Sitten und Bräuche gesammelt, aus denen dann die Männer der Wissenschaft das Gold der Mythen ausscheiden. Die Erinnerung an Wehrwölfe hat sich in folgender Sage erhalten: In Köln lebte einst ein Mann, der sich ganz still für sich hielt, und immer mit düster wilder Miene über die Straße ging. Sein einziger Unterhalt war ein kleiner Acker, der vor dem Eigelsteinethore nahe an einem kleinen Busche lag und den er auch fleißig beackerte. Ein Mädchen, das man für seine Tochter hielt, und bei ihm wohnte, sah man auch zuweilen mit ihm hinaus auf den Acker gehen. Eines Tages, als sie mit ihm auf dem Acker war, sagte ihr der Vater, dem, was ihr zuerst begegneten würde, sollte sie ihre Schürze entgegen werfen, und ging darauf in den Busch. Nach einer kleinen Weile kam ein fürchterlicher Wolf aus den Büschen und stürzte sich auf das Mädchen, welches ihm aber in der großen Eile ihre Schürze in den Rachen warf, worauf das Unthier wieder in den Busch lief. Ihr Vater kam bald auch aus dem Busche, und sie bemerkte, daß noch ein Fetzen ihrer Schürze in seinen Zähnen hing. Das Mädchen sang laut an zu weinen, und nun erzählte ihr Vater, daß er zu gewissen Zeiten in einen Wehrwolf verwandelt würde, und dann immer das, was ihm zuerst begegnete, zerreißen mußte. Das Mädchen ging darauf in ein Kloster, und es geschah auch durch ihr Gebet, daß ihr Vater bald durch den Tod von seinem Unglück befreit wurde.

Die liebliche Tradition von den Heinzelmännchen berichten wir am besten mit den Worten von A. Kopisch:

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten Und klopfen und lärmten
Und rupften Und zupften
Und häpften und trabten Und pugten und schabten,
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Späh'n und reckten sich;
Indessen kam die Geisterchaar
Und sah was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil Und die Säg' in Eil:
Sie sägten und stachen Und hieben und brachen,
Berappten und kappten,
Visirten wie Falken Und setzten die Balken:
Eh sichs der Zimmermann versah,
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heintzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heintzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig Und wogen es richtig,
Und hoben Und schoben
Und setzten und backten Und klopfen und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, das Neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten die Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind Wie die Mühl im Wind:
Die klappten mit Beilen, Die schnitzten an Speisen,
Die spülten, Die wühlten,
Und mengten und mischten Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf —
Wapp! hing die Wurft da schon im Ausverkauf.

Beim Schenker war es so: es trant
Der Küfer bis er niedersank,
Im hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein Alle Fässer rein.
Und rollten und hoben Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten Und senkten,
Und gossen und pauschten Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich;
Da schlüpfen sie frisch In den Schneidertisch;
Und schnitten und rickten Und nähten und stickten
Und fasten Und pasten
Und strichen und guckten Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Kengierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin, die andre Nacht
Die Heintzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus, Schlägt hin ins Haus,
Die gleiten von Stufen Und plumpen in Kufen,
Die fallen Mit Schallen,
Die lärmen und schreien Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden All!
O weh nun sind sie Alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonst ruh'n,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß sein Selbst fleißig sein,

Und tragen und schaben Und rennen und traben
Und schniegeln Und biegehn
Und klopfen und hacken Und kochen und baden.
Ach, daß es noch wie vormals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Als Gegensatz zu diesem lustigen Elfenvolk weiß die Sage auch von Riesen zu berichten. Vor dem Severinsthore wandelte sonst ein übergroßes, stattlich geschmücktes Weib. Wenn ein nächtlicher Wanderer sie anredete, so drehte sie sich lautlos um und schloß den Frager in ihre Arme. Dann verschwand sie, der also Umarmte mußte aber nach einigen Tagen sterben. Den Kindern wurde ihr nahe bevorstehender Tod durch einen Engel angezeigt, der in die Häuser ging und dort mit den Kleinen spielte. Er war gar anmuthig, trug ein weißes Kleid und sein Haupt war mit einer Fülle goldener Locken bedeckt. Wo er erschien, brachte er wunderschöne Blumen und hellglänzende Steine. Dann erzählte er den horchenden Kindern von goldenen Häusern, großen Gärten, reich an Äpfeln, Birnen, Rüßen und duftigen Blumen. Die Kleinen, mit denen das fremde Kind spielte, lagen bald nachher todt in der Wiege, ein freundliches Lächeln auf den Lippen. Dann erzählte das Bräuderchen oder Schwesterchen, wie sie gesehen, daß jenes Kind mit den goldenen Locken das ihrige geküßt habe und dann lächelnd fortgegangen sei.

Gar ernst und schauerlich klingt die Sage vom Kreuz in St. Maria zum Capitol. Christus beugt im Schmerze sein Haupt; wenn sich dieses bis zum Boden neigt, wird die Welt untergehen. Als einst ein Maler das Kreuz nachbilden wollte, umzog seine Augen ein Flor, die Hand verdorrte und fiel ab und der Wahnsinn trieb ihn ins frühe Grab. In derselben Kirche befindet sich das Bildniß des heiligen Hermann Joseph, der als Knabe der Jungfrau Maria einen Apfel hinreichte, den sie lächelnd und dankend annahm. In der nun abgebrochenen Kirche zu den weißen Frauen befand sich ein Kreuz, von dem Nachstehendes erzählt wurde. Eine der Kanonissinnen des Stifts betete immer vor dem Kreuze, das vor dem Kreuzgange der Kirche unter einem Baume stand. Da die übrigen der Weltlust zugethan waren, so ärgerten sie sich darüber und ließen das Kreuz wegnehmen. Die Fromme aber betete fort unter dem Baume. Da verwandelte sich eines Tages der Baumstamm in ein prächtiges Kreuzbild, welches lange Zeit in der Kirche aufbewahrt wurde:

Das ist urew'ger Poesie Gewalt,
Ihr jugendliches Antlitz wird nicht alt,
Sie gleicht dem Memnon, der im Morgenstrahl,
Der Mutter denkend, Hundertöne hallt.
Das ist der Volksmund, der bedeutsam spricht,
Oft in der Rede schüchtern, einfach, schlicht;
Doch streuend reichliche Gedankenfaat,
Oft reicher als manch prunkendes Gedicht.

IV.

Wir haben in den früheren Abschnitten mehrere Erzbischöfe Cölns als Feinde seiner Freiheit, als anmaßende und vor keinem noch so schlimmen Mittel zurückschreckende Prälaten kennen gelernt, die nur darauf bedacht waren, ihre eigene Macht zu befestigen und weiter auszudehnen. Treffend ist dieses Streben durch ein Traumbild dargestellt, das uns die Annalisten berichten. Einem Fremden, der zur Zeit Anno's nach Cöln kam, dünkte es, als ob von schwindelnder Höhe herab mit schwarzen strahlenden Fittigen und funkelnden Augen ein ungeheurer Rabe sich über Cöln niederstürzte, und es in langen Kreisen umzog, während er sein traurig ächzendes Lied, den Grabgesang vom Rabenstein, ertönen ließ. Erschrocken und sprachlos stand das Volk ob der Unglück weissagenden Erscheinung da und folgte mit ängstlichen Blicken dem Flug des Ungethüms. Plötzlich aber entwickelte sich aus dem dunstigen Volkengebilde eine herrliche glänzende liebliche Gestalt, verschuchte es und befreite so das im namenlosen Schrecken erstarrte Volk. Es war St. Georg, der Martyrer, der die Stadt zu retten aus himmlischen Lüften gekommen war, wie später St. Ursula mit ihren Gefährtinnen erschien, um die Feinde zurückzuschrecken. Nichts desto weniger haben jene kriegerischen Erzbischöfe auch Manches gethan, was ihnen zu Ruhm und Ehre gereicht. Conrad von Hochstaden hatte unter allen seinen kleinen und großen Fehden Zeit den Dom zu begründen und Engelbert von Falkenburg nahm die armen verfolgten Juden in seinen Schutz. Noch heute ist in der Schatzkammer der Domkirche jene in Stein gehauene Urkunde zu sehen, die deutlicher als ganze Bücher für die Humanität eines Kirchenfürsten spricht, der sonst nicht wählerisch im Gebrauch von Mitteln war, die zur Förderung seiner Zwecke dienen konnten.

Siegfried von Westerburg, der Nachfolger Engelberts, ein ränkevoller und verschmitzter Mann, ging dieselben Wege wie dieser. Zu tief war die Ueberzeugung bei den Bischöfen Cölns gewurzelt, daß sie von Gott und Rechtswegen Herren der Stadt seien, als daß sie sich durch mißlungene Versuche, diese Herrschaft dauernd zu begründen, von neuen Unternehmungen hätten zurückschrecken lassen. Allein das Bürgerthum war zu stark, die Lebenskraft des Volkes zu mächtig, um sich willig zu beugen. Diese Kraft, die sich auf der einen Seite gegen die Uebergriffe der Erzbischöfe stemmte, zog auf der andern Seite wieder Handel, Industrie und Kunst groß. Es ist eine seltsame Behauptung, der Reichthum habe die Cölner üppig gemacht, ihnen aber keine Kunst gegeben. Wenige Städte am Rhein haben so viele mittelalterliche Kunstwerke aufzuweisen, als grade Cöln. Die plumpen ungeschlachten Tuchweber, die so viel Lärm machten und den Geschlechtern manche harte Nuß zu knacken gaben, wußten gewiß den

Werth der cölner Malerschule zu schätzen und ihre Schenkstücke werden ohne Zweifel mit goldenen und silbernen Geschirren geprunkt haben, an denen die berühmten cölner Meister ihre Kunst bewiesen hatten. Es wäre allerdings besser für die Gesammtheit gewesen, wenn die Parteien, statt Straßen- und Feldschlachten zu liefern, sich zur gemeinsamen Förderung ihrer politischen Angelegenheiten verbunden hätten. Diese Kämpfe haben dem Wohlstand der Stadt tiefe Wunden geschlagen; immer aber erholte sie sich wieder, weil ein gesundes Leben in dem Kerne der Bevölkerung steckte und so manche localen wie historischen Verhältnisse zusammen trafen, die der Entwicklung der Stadt zu der heutigen Blüthe förderlich waren, und sie auch in früheren Zeiten immer wieder vor dem Schicksale anderer Handelsstädte bewahrten.

Engelbert von Falkenburg mußte Gefangenkost essen, als ihn der Graf von Jülich „als ein Raubvogel im Bauer“ hielt. Seinem Nachfolger war nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Worringen ein ähnliches Schicksal aufbehalten. Als der Herzog von Limburg ohne Erben starb, entstand um dessen Besitzungen eine heftige Fehde zwischen dem Herzog Johann von Brabant und dem Grafen Reinold von Geldern. Auf Seite des Erstern standen der Bischof von Lüttich, die Grafen von Brabant, von Jülich, von Berg, von der Mark, so wie die Bürger Cölns, die zum Grafen Conrad von Berg hielten. Der Erzbischof stand zum Grafen von Geldern; dem auch die Grafen von Westerburg und von Falkenburg Hülfe zugesagt hatten. Die Stadt Cöln wie Graf Adolph von Berg hatten besonders Ursache, sich mit den Gegnern des Erzbischofs zu verbünden. Des Erstern Bruder war nach dem Tode Engelberts vom Domcapitel zum Bischof gewählt worden; Siegfried aber erkaufte sich in Rom das Pallium. Adolph kämpfte für das Recht des Bruders, aber nach geschlossenem Frieden fiel der rache-dürstende Siegfried in das Gebiet des Grafen, verwüstete die Felder, verbrannte Burgen, Städte und Dörfer und raubte, was nur zu erreichen war. Grade so erging es den Besitzungen des Grafen Walram von Jülich, der sich mit der Stadt Cöln, mit Berg, Mark und Andern gegen den Erzbischof in ein Schutz- und Trugbündniß eingelassen hatte und dafür auf Anstiften des Letztern in Aachen von den Bürgern nebst drei Söhnen erschlagen wurde. Cöln trat den Anmaßungen Engelberts überall entschlossen entgegen und so vergalt dieser mit bitterm Hasse den Troß der Plebejer, die in seinen Augen nichts waren als Rebellen gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Kaiser Rudolph, an den sich die streitenden Parteien gewandt, entschied, das Recht solle durch die Waffen dargethan werden; eine gewaltige Schlacht solle darüber bestimmen, wessen Erbrecht auf das Herzogthum Limburg fortan gelten, ob die Schlüssel

der Stadt dem Bischofe, oder den Bürgern eigen seien. Die Stadt ließ einen Heerwagen bauen, auf dem sich ein mit Niegeln und Schlössern wohl versehener Kasten befand, dazu bestimmt, die Schlüssel der Stadt aufzunehmen.

Johann von Brabant, ein ritterlicher, schlag- tengenwohnter Fürst, begann die Fehde mit einem Zuge nach Bonn, wo sich Siegfried verschanzt hatte. Er brachte eine Menge Falken und Jagd- hunde aus Brabant mit, und hielt dem Erzbischof zum Spott, ein rechtes Jagen in dessen Wildpark zu Brühl. Nun ließ Siegfried seinen Bundes- genossen sagen: „Der Brabantier ist mit kleinen Räuberhaufen in meinem Lande. Gleich einem Wallfische, der auf dem Trocknen zappelt, ist er mit all seinem Raube unser, sobald wir nur hurtig genug sind, ihn zu ergreifen. Sputet euch, auf daß er uns nicht entrinne.“

Der Herzog aber sammelte gleichfalls seine Mannen und von allen Seiten strömten die Schaaren seiner Bundesgenossen dem Rheine zu. Vorab belagerten die Cölnner die Weste Worringen und da Siegfried zu ihrem Entsatz herbeieilte, so war die Veranlassung zur entscheidenden Schlacht ge- boten. Es war am 5. Juni 1288. Die Blüthe des rheinischen und brabantischen Adels war zum blutigen Waffentanze herangekommen. Morgens in der Frühe sang der Erzbischof die Messe in der Abtei Braunweiler. Dann hielt er eine An- rede an sein Heer, in welcher er dieses zum muthigen Kampfe aufmunterte und den Herzog nebst seinen Verbündeten mit dem Kirchenbanne belegte. Ein großer Wagen mit Handschellen und Fesseln be- wies, daß er zuversichtlich auf den Sieg hoffte. Johann ließ es gleichfalls an nichts fehlen, die Seinigen zum kühnen Auszahren zu ermuntern. „Brüder!“ redete er sie an, „heute müssen wir siegen oder sterben. Den Weg in unser Vater- land finden wir allein durch die Schaaren unserer Feinde wieder.“ Nun befahl er dem Rasso von Gavre, der die große Fahne von Brabant führte, dieselbe zu entfalten. Plötzlich flatterten die Pa- niere und Standarten aller Verbündeten, Trom- peten und Hörner erschollen, wildes Geschrei er- füllte die Morgenluft. Johann sprengte in prach- tvoller Rüstung vor seiner Schlachtlinie auf und ab. Um 6 Uhr Morgens begann die Schlacht. Beide Theile kämpften mit der größten Hart- näckigkeit und lange blieb es ungewiß, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde.

„Zwischen beiden Heeren lief die große Land- straße hin, heißt es in einer Schilderung dieser blutigen Schlacht. Tiefe und breite Graben faßten sie von allen Seiten ein. Dies verursachte einen augenblicklichen Stillstand; keiner wollte zuerst hin- über. „Herein! Herein! und an die Memmen jenseits!“ donnerte Franko von Wesemaeln, ein junger, außerordentlich großer und starker Ritter, der die Trabanten des Herzogs befehligte. Schon tobte sein Ros durch Wasser und Schlamm; alles stürzte hinter ihm her. Festgeschlossen erwar- teten sie die westphälischen Fußgänger, umstarrt von einem fürchtbaren Lanzengehege. Während stürmt die brabantische Reiterei gegen dasselbe an — und

prallt zurück, doch ohne in Unordnung zu gerathen. Ihr Centrum zu unterstützen, hatten mittlerweile der Luxemburger und der Gelderer, wiewohl sie mit der ersten Bewegung des Erzbischofs durchaus unzufrieden waren, einige Geschwader abgesandt, welche den Brabantern in die Flanken und in den Rücken fielen. Von allen Seiten gedrängt preßten sie ihre Glieder noch enger zusammen. Eine leb- endige Mauer standen sie unter dem Klirren der Schwerter, unter dem Schmettern der Streitärte. Heinrich von Luxemburg, ein persönlicher Feind des Herzogs, konnte diesen Anblick nicht er- tragen; der Sieg sollte schnell entschieden werden. Schon sagte er mit seinem ganzen linken Flügel herbei. Gottfried von Vierßen, die Grafen von St. Pol, Arnold von Los und ihre Schaaren warfen sich ihm entgegen. Schrecklich ist das Zusammentreffen und blutig der Kampf. Die fränkischen Geschwader hauen sich durch bis zu den Brabantern. Kaum haben diese Luft so dehnen sie sich weiter aus, und bilden mit ihrem rechten Flügel wieder eine Linie. Wüthender hebt sich die Schlacht als zuvor. Tausende sinken und unter ihnen viele der edelsten Führer. Allenthalben weht der Federbusch des Herzogs; sein Arm schlen- dert Tod und Verderben umher. Ihn wünscht der Luxemburger zu fassen. Endlich begegnen sie sich. Die Schwerter sausen, aber die guten Panzer schützen. Der vergeblichen Arbeit müde, packen sie sich mit den Armen. Einer will den andern vom Pferde herabreißen. Das Gedränge trennt sie. Nicht lange, da sprengt Heinrich mit einem neuen Trupp heran. Johanns Streithengst wird erschossen, er stürzt. Schon jubeln die Feinde. Arnold von Hochstadt reißt den Herzog em- por und hilft ihm auf sein eigenes Ros. Kaum sitzt er wieder im Sattel, so streckte er auch mit einem mächtigen Hiebe den Ritter zu Boden, der die Fahne von Luxemburg führte. Heinrich, brüllend vor Bosheit, umschlingt mit beiden Armen den Hals des Herzogs. Schon wankt dieser, als Walther von Bizthum seinen Feind durchbohrt.

Als Herzog Johann dies gewahrte, wurde er sehr ergriffen, schrie dem Ritter Walther zu: „Was hast du gemacht? du hast den ersten Helden des heutigen Tages getödtet.“

Nun tobte die Schlacht weiter. Die bergischen Söldner im Verein mit den cölnner Bürgern fielen den Erzbischöflichen in den Rücken. Siegfried kämpfte in den Reihen der westphälischen Lanzen- knechte. Da fährt eine Streitart seinem Pferde in den Nacken; es fällt, und der Erzbischof sucht sich dem Getümmel zu entziehen. Wolph von Berg eilt ihm nach und nimmt ihn gefangen. Er wurde sofort mit starker Bedeckung über den Rhein gebracht, und in der Kirche zu Monheim verwahrt. Als die Sonne sank, war das blutige Werk ge- than. 6000 Leichen deckten das Schlachtfeld, unter ihnen 1100 Ritter. Die Weste zu Worringen wurde geschleift. Die jubelnden Cölnner aber zogen mit ihren muthvoll vertheidigten Schlüsseln nach der Stadt zurück, wo sie dem Herzog von Brabant ein schönes Haus schenkten. Siegfried blieb bis zum Jahre 1289 auf dem Schlosse zu Bensberg

gefangen. Als er nach geschlossenem Frieden freigelassen wurde, bemächtigte er sich hinterlistig des Grafen Adolph von Berg und ließ ihn nach dem Schlosse Lechenich schaffen, wo ein düsterer Kerker den Gefangenen aufnahm. Während der Bischof an reicher Tafel schwelgte, ließ er den Grafen in einer Ecke des Saales bei den Hunden anschließen und durch seine Söldner verhöhnern. Auf das Anerbieten Adolphs, ihn gegen reiches Lösegeld freizulassen, erwiderte stolz der Prälat: „Sanct Peters Schlüssel gebe ihm vollauf, was er notwendig; er bedürfe des Grafen Habe nicht, um recht behaglich zu leben, aber an der Qual und der Erniedrigung des Verhafteten sich zu weiden sei sein Gelüste und er wolle ihm fortan zeigen, was es heiße, einen Erzbischof gefangen zu nehmen.“ Im heißen Sommer ließ er den Grafen entkleiden, mit Honig bestreichen und in einem Eisenkäfig am Thurm der Veste aufhängen, damit er von den Stichen der Wespen und Fliegen gequält werde. Erst als sich Adolphs Freunde rüsteten, ihn mit Waffengewalt zu befreien, wurde er entlassen. Er starb auf dem Schlosse Neuenburg 1295 in Folge der ausgestandenen Leiden. Papst Nicolaus IV. sprach auf Verwenden Siegfrieds den Bann über die Stadt aus. Im Jahre 1293 kam der Friede zwischen ihr und dem Erzbischof zu Stande, ohne daß der päpstliche Bannfluch aufgehoben worden war. Siegfried starb 1297 in Bonn und wurde dort begraben. Als Kaiser Albrecht, den Wichbold von Holte 1298 gekrönt hatte, nach Köln kam, wurde die Stadt des Bannes entledigt. Der Kaiser zog nach Mühlheim, wo ihn der Graf von Berg im Freien unter Zelten auf's kostbarste bewirthete. Bei dem Walle wurden 15 Ochsen und Rinder, 21 Hirsche und Rehe verzehrt und gegen 6000 Maas Wein getrunken.

Nach der Schlacht bei Worringen gedieh Köln zu so großem Wohlstande, daß es in ganz Deutschland keine Stadt gab, die ihm gleich kam. Dem rheinischen Städtebund mit seiner politischen Tendenz stand der Hansebund mit seiner commerciellen zur Seite. Köln gehörte zum westlichen Quartier, dessen Hauptstadt es war. Nach allen Seiten dehnten die köln'schen Kaufleute ihre Handelsverbindungen aus, überall waren ihre Niederlagen zu finden, wurde ihr Wort geachtet. In England hatten sich „die Herren von Köln“ besonderer Privilegien zu erfreuen. Der Adel wie die Bürgerschaft legten denn auch großen Werth darauf, der Stadt Köln anzugehören. Die ruhigen Zeiten, die das vierzehnte Jahrhundert ihr brachte, trug viel dazu bei, die Gewerbe zu heben und die Zünfte immer wohlhabender zu machen. Wir haben schon mehrmals der köln'schen Tuchweber gedacht, die im Mittelalter die Demokratie im Gegensatz zur Aristokratie der Geschlechter repräsentirten. In Köln waren sie besonders reich und übermüthig. Sie besaßen zwei Verkaufshallen, die eine in der Miersburg, die andere auf dem Griechenmarke. Auch ihr Reichthum war sprichwörtlich geworden, denn in ganz Deutschland ging der Spruch: „Reich wie ein köln'scher Tuchmacher.“ Im Jahre 1321

erscheint, wahrscheinlich in Folge der fortwährenden Kämpfe dieser Zunft mit den Geschlechtern, ein sogenannter enger Rath, mit zwei Bürgermeistern und fünfzehn Rathsherrn und ein weiter, von zwei und achtzig Mitgliedern. Im Jahre 1341 wurde der Rath auf zehn Jahre verlängert, dann aber sollte ein jährlicher Wechsel in der Dauer des rathsherrlichen Amtes eintreten. Die Wahl blieb in den Händen der Geschlechter. Im Jahre 1370 mußte sich der Rath, in Folge eines Aufstands der Tuchmacher, auflösen. Es wurde die Bildung eines zünftigen weiten Rathes von fünfzig Mitgliedern verlangt und die Trennung des Schöffengerichts beschlossen. Mit jener Zeit kannte der Uebermüth der Tuchmacher keine Grenzen. Die übrigen Zünfte verbanden sich mit den Geschlechtern und so wurde im November 1372 die große Weberschlacht geschlagen, die der Pöbelschafft jener Leute ein Ende machte. Nächste Veranlassung war die gewaltthätige Befreiung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers, also die Verletzung des Gesetzes, wodurch alle Schranken gebrochen wurden. Die Senatoren, die Kaufleute, die Bruderschaften, die Geschlechter wie die Zünfte griffen zu den Waffen. Auch die Weber bewaffneten sich und scharten sich unter ihr Banner. Muthig stritten sie gegen die kriegsgewöhnten Geschlechter, allein sie mußten der Uebermacht erliegen. Am blutigsten war der Kampf auf dem Waldmarke, wo die Bürger vom Himmelreich das Banner der Weber gewannen und so den Kampf entschieden. Drei und dreißig der Hauptverschwörer wurden hingerichtet, die Uebrigen mußten mit Weibern und Kindern die Stadt verlassen. Kölns berühmte Tuchfabriken gingen ein; in Aachen, Eupen und im Bergischen wurden durch die Vertriebenen neue gegründet, die heute noch blühend sind. Das Zunfthaus der Weber wurde niedergedrückt und an seine Stelle eine Fleischhalle errichtet, über deren Thor ein Denkmal in Stein jenes Ereigniß verkündete. Einige Jahre später gerieth Köln in einen Krieg mit dem Erzbischof Friedrich von Saarwerden, in Folge dessen die Stadt von Kaiser Karl IV. mit der Reichsacht belegt wurde. Die Belagerung wurde abgeschlagen und der Erzbischof bis unter die Mauern Bonns verfolgt, wo die Bürger mit Hilfe des Grafen Engelbert III. von der Mark die Ortschaften des Vorgebirges verwüsteten und große Beute machten. Wegen Zerstörung der Abtei Deuz kamen die Kölner in den Kirchenbann, der ihnen keine ungewohnte Erscheinung mehr war. Im Jahre 1377 kam der Friede zu Stande. Bei der Huldigung des Kaisers Wenzel, der persönlich anwesend war, wurde die Reichsacht und 1382 auch der Kirchenbann aufgehoben.

Das vierzehnte Jahrhundert konnte ohne eine neue Bewegung auf politischem Gebiete nicht zu Ende gehen. Hilger von der Steffen und sein Oheim, der Bürgermeister Heinrich von Stave zettelten eine Verschwörung an, die darauf hinauslief, heimlich in die Stadt zu dringen und sich der Häupter der Volkspartei zu bemächtigen. Als dieses ruchbar wurde, ließ der Senat den

Bürgermeister gefänglich einziehen, seiner Stelle entsetzen und aus der Stadt verweisen. Die Geschlechter brachten ihn wieder zurück. Nun entspann sich ein Kampf, in welchem die Volkspartei Sieger blieb. Stave und Heidgen von Kessel wurden auf dem Heumarkte enthauptet und dreizehn der vornehmsten Senatoren von der Partei Hilgers von der Steffen eingekerkert. In der Nacht des 30. Juni 1396 versammelten sich die Vornehmsten der Geschlechter auf der Mirsburg, um die Gefangenen zu befreien und sich wieder zu Herren der Stadt zu machen. Allein die Bürger überfielen die Versammlung; es kam zum blutigen Kampfe in dem auf beiden Seiten Wunder der Tapferkeit gewirkt wurden. Die Edlen erkannten, daß die Entscheidungsstunde um Sein oder Nichtsein gekommen und so stritten sie mit dem Muthe der Verzweiflung, dem der wüthende Haß gegen die Plebejer neue Nahrung verlieh. Als die Thüren und Fenster mit Aerten und Hellebarden eingeschlagen waren und die Bürger in die Mirsburg drangen, vertheidigten die Ritter Schritt vor Schritt. Was nicht fiel wurde gefangen genommen. Heinrich von Dersolz hatte sich, obgleich schwer verwundet, nach der St. Jacobskirche geflüchtet. Dort ereilten ihn die Bürger, die den Hochaltar mit seinem Blute bespritzten. Alle Geschlechter wurden aus der Stadt verbannt und ihre Güter zum Besten der Stadtkasse confiscirt. Eine neue Verfassung, im sogenannten „Transfir und Verbundbrief“ enthalten, die später der Erzbischof genehmigte und der Kaiser bestätigte, trat ins Leben. Die Brüderschaften nahmen unter der Benennung der Gassen, die ganze Staatsgewalt an sich. Die Bürgergerichte in den Pfarrsprengeln wurden abgeschafft, die Richterzeitung wurde beseitigt, die Schöffenbank vom Rathe getrennt, beide Räte wurden in einen verschmolzen und die Rathsherrn nur aus der Bürgerschaft gewählt. Mit der Herrschaft der Geschlechter war es zu Ende; eine rein demokratische Verfassung trat an die Stelle der alten und erhielt sich bis zur französischen Revolution. An der Spitze standen sechs Bürgermeister, von denen jedesmal zwei regierten; traten diese ab, so wurden sie Vorsteher der Rentkammer. Jeder Bürgermeister erhielt beim Amtsantritte das kölnische Patriciat; bei feierlichen Gelegenheiten wurde ihm ein Stab vorgetragen. Die Bürgerschaft war in 22 Zünfte getheilt, aus denen 36 Rathsherrn gewählt wurden. Ihnen zur Seite standen noch 13 „Gebrechsherrn“ welche mit jenen den Senat bildeten. Vertreter der Zünfte waren die „Bannerherren“ welche den Senat beaufsichtigten. Bei wichtigen Berathungen im Senate deputirte jede Zunft zwei Männer, welche nach ihrer Zahl den Namen „Zwei und vierziger“ führten. Der Rath übte die niedere Gerichtsbarkeit aus, der Erzbischof aber die hohe Criminalrechtspflege, welcher diese durch einen Greven und 10 Schöffen verwalten ließ, die alle geborne Kölner und aus altadeligem Geschlechte sein mußten. Der Erzbischof erhielt zwei Balläste in der Stadt, jedoch durfte er nur mit einem kleinen Gefolge dahin kommen und sich nicht drei Tage dort aufhalten.

Die alte Reichsunmittelbarkeit blieb beibehalten; dem Erzbischof schwur die Stadt Treue, der dafür ihre Freiheiten eidlich anerkennen mußte. So hat sie sich im Laufe der Jahrhunderte der Umschwung der Dinge vollendet. Um ihn zu ermessen, gedenke man, wie Barthold sagt, „wie der h. Anno im Jahre 1074 nach Hofrecht über das Eigenthum der Altbürger schaltete; gedenke, wie Konrad von Hochstaden im Jahre 1260 der Stadt freie Bürger zu eigenen Leuten erniedrigte. Die Geschlechter hatten den Kirchenfürsten überwältigt; die Kraft der Gemeinde brach das Joch der Bürger-ritter!“

Wenden wir uns jetzt dem Culturleben der Kölner zu, das sich, wie in andern deutschen Städten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nach den verschiedensten Seiten hin frisch und lebendig entfaltet, aber auch viele Schattenseiten aufzuweisen hat. Mit dem Gelde der vertriebenen Geschlechter begannen sie den Rathhausthurm zu bauen, über den es in den Rathspatrollen unter dem Jahre 1406 heißt: „Item haint unse Heren van Raide besonnen das zu der Stede ere ind auch eyn gemeyne beste syn sulle, dat dye hoiffstat an der Burghujs bekymmert werde. Also haint unse heren eyndrechtliche verdragen dat man zo dem neestzokomenden somer, dye hoiffstat buwen solle, ind darvone maichen eyne kelre zo der Stadt wynen, eyne Raikamer, ayn gewolve zo der Stede privilegien, ind ouch eyne kamer off gewolve, zo der Stede reyschcap.“ Der Bau wurde in sieben Jahren vollendet und kostete 50,000 Gulden. Mathias Braun beschreibt diesen Thurm in folgender Weise: „Das Rathhaus ist dieser Stadt eine befondere Zier, hat einen hohen und gar kunstreichen Thurm, aus quader, und nach dem richtscheid gebauenen Steinen von unten an bis zur Spitze ausgeführt: ist rings umher mit zierlichen Bildern geschmückt, unter welchen die, so in der obersten gewaltigen Höhe stehenden untersten in Größe gar gleich scheinen zu sein, als wenn sie eine Länge hätten. In der Höhe hat das Rathhaus viel Lugenster, daraus man schier über die ganze Stadt sehen mag.“ Kaiser Sigismund bestieg 1414 zuerst diesen Thurm und überschaute von da die Stadt an allen ihren Enden. Eben so musterte er auch alle andre Regimente, beide geistlich und weltlich, und der Stadt Regiment gefiel ihm zumal wohl in allen Sachen. Leider sind heute von den hundert Standbildern des Thurmes nur noch wenige übrig. Die Rathhauskapelle steht auf dem Platze, den ehemals die Judensynagoge einnahm. Als in vielen Städten Deutschlands die furchtbarsten Verfolgungen gegen die Juden ausbrachen, befürchteten die kölnen das gleiche Schicksal. Am St. Bartholomäustage 1349 legten die Reichsten und Wohlhabendsten Feuer an ihre Häuser und verbrannten sich mit Weibern und Kindern. Nun wurden die übrigen genöthigt, Köln zu verlassen; ihre Häuser und Hausplätze wurden verkauft und der Erlös unter den Erzbischof und die Stadt vertheilt. Erst Erzbischof Friedrich II. gestattete ihre Rückkehr gegen ein jährliches Schutzgeld von 70 Mark.

In der Rathhauskapelle befand sich ehemals das sogenannte „Dombild“, die Perle der kölnner Malerschule, die, Schlegel zufolge, die innige Verbindung und Identität der altdeutschen und alt-niederländischen Malerschule beweist. Jenes Bild, nunmehr im Dom befindlich, rührt aus dem Jahre 1410; das Mittelbild enthält die Anbetung des Christkinds durch die drei Könige. Auf den Seitenbildern befinden sich die Stadtpatrone; auf der Außenseite ist Maria Verkündigung dargestellt. Ueber die Autorschaft des Bildes haben verschiedene Meinungen geherrscht, in neuerer Zeit scheint man auch den Meister Stephan nicht mehr festhalten zu wollen. In Wallraffs Museum finden sich noch viele Zeugen der Kunstthätigkeit kölnner Maler, die als Gilde die heutige Schildergasse bewohnten, und dort auch ihr Versammlungshaus besaßen. Die meisten sind auf Goldgrund gemalt, und zeigen in den Formen der menschlichen Körper byzantinische Unbeweglichkeit. Die Stoffe sind der Bibel oder der Heiligengeschichte entnommen. Meister Wilhelm, der um 1380 blühte und eine eigene Schule stiftete, ist in verschiedenen Kirchen und Privatsammlungen vertreten. Jüßli sucht seine Größe weniger in dem äußern Bau seiner Composition und der Formation der Figuren, als in der Idealisierung und Individualisierung der Charaktere, in der Stimmung, welche er seinen Bildern zu geben wußte, in dem harmonischen, gediegenen, gefälligen Colorit, in der sehr künstlerischen Durchführung einzelner Theile. Meister Stephan, sein Schüler, übertrifft den Lehrer in mehr als einer Beziehung. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts machte sich in Köln der Einfluß der niederländischen Schule geltend, bis zu Anfang des sechszehnten wieder bedeutende Erzeugnisse aus der alten kölnner Malerschule hervorgingen.

Wie berühmt die kölnner Goldarbeiter waren, sahen wir schon an dem Reliquienkästchen Heinrichs des Löwen mit der Inschrift: „Elbertus Coloniensis me fecit.“ Alle Arbeiten in diesem Fache übertrifft offenbar der Kasten der heil. drei Könige im Dome, der mit Goldblech belegt und mit Figuren aus demselben Metall nebst einer großen Zahl geschnittener Steine verziert ist. Sculpturen aus Metall, Stein, Holz und Elfenbein finden sich in Köln eine große Menge. Die mittelalterliche Glasmalerei ist in Kirchen und Privathäusern reichlich vertreten. Die Fenster im Dome sind für die Geschichte der Glasmalerei wie für die Familiengeschichte kölnischer Patricier, deren Wappen sie tragen, sehr wichtig. Die Religion ging Hand in Hand mit dem mächtig aufstrebenden Bürgerthum, um Werke zu schaffen, die heute noch Staunen und Bewunderung erregen. Kirche und Staat ragten im Mittelalter wie zwei gewaltige Thürme hoch zum Himmel empor. Gregor und Innocenz hatten die päpstliche Gewalt, die Sonne, die kaiserliche den Mond genannt. Im Sachsenpiegel heißt es sogar, der Papst solle auf einem weißen Pferde reiten und der Kaiser ihm den Steigbügel halten. Die Kaiser aber meinten, ihre Macht werde durch das Schwert symbolisirt, das den Fürsten vorgetragen zu wer-

den pflege. In dieser fortwährenden Reibung und Spannung der beiden höchsten Gewalten bildeten die Genossenschaften und Verbrüderungen im Volke diejenigen Mächte, welche ein Aufgehen des Einen im Andern hinderten. Die Kraft des Reiches ruhte auf den Städten, auf der Bürgerschaft, die sich in Zünfte und Innungen verbunden hatte. Als das Ritterthum seine ehemalige Bedeutung eingebüßt hatte, erhob sich das freie Bürgerthum in den Städten, um der hart bedrohten Volksfreiheit eine Schutzwehr, Gewerbleiß, Handel und Kunst eine Pflege zu werden. Köln, das fortwährend mit seinen Erzbischöfen in Fehde lag, und den Bannstrahlen des Papstes trogte, war dessenungeachtet der Kirche sehr ergeben; es baute die prächtigsten Kirchen, feierte am glänzendsten die kirchlichen Feste, hegte zahllose Mönchsorden und ließ zuletzt seine Universität, die am 22. December 1388 feierlich eingeweiht wurde, in den Händen der Dunkelmänner, gegen die Ulrich von Hutten seine geharnischten Briefe schleuderte, zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. So berührten sich auch hier die Extreme. An wissenschaftlichem Leben war Köln von jeher reich. Schon 1198 glänzten die kölnner Lehrer so, daß Papst Innocenz III. sie in seinen Briefen rühmen konnte. Die dortige Hochschule wurde von Papst Urban VI. der pariser in allen Privilegien und Rechten gleich gestellt; sie wurde als eine Tochter der letztern betrachtet und beieferte sich auch längere Zeit, es der Mutter in allen Stücken gleich zu thun. Im 15. Jahrhundert zählte sie 8000 Studierende; ihre Abgesandten wohnten den Kirchenversammlungen bei, ihre Theologen und Juristen zählten zu den bedeutendsten in Deutschland.

Schreckliche Plagen aller Art verwüsteten im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Deutschland und forderten auch in Köln ihre Opfer. Auf den Ausfall folgte der schwarze Tod, der den Gatten von der Gattin, das Kind von der Mutterbrust riß und alles menschliche Gefühl erstikte. Als dieser verschwand, erschien der jedes Alter und Geschlecht ergreifende Weitzanz, über den die Limburger Chronik Nachstehendes berichtet: „St. Viets Dänzer erhuben sich umb den Sommer des Jars 1374 ein wunderlich ding, in Teutschen Landen, ahn dem Rhein, Moselstrom, und in der Jegendt, also daß die Leuth anhuben zu danzen, als wan sey rasent weren, und stunden ehr zwey jegen einander, und danzeten, uff einer Wallstadt, woll einen halben Tag langk. Im Danzen fielen sey auch woll nieder uff die Erde, liesen sich midt Fussen uff Ire Leiber tretten, davon namen sey sich ahn, daß sey genesen weren: sey liesen von einer Stadt zu der andern, sassen vor die Kirchen, und huben Geld uff. Es wardt des Tings so vill, daß zu Köln mehr dann 500 Teutsche waren, die danzeten, und es war Deusterey, oder Ketzerey, und geschag umb des Geldes willen, oder auch daß sei mochten in Dhnzugt lebben nach Willen. Man fandt mehr dann hundert Frauwen und Dienstmägte, die nit eheliche Männer hetten, und wurden in der Deusterey schwanger. Wann sey wollten danzen, so knebelten sey sich hart zu

umb den Leib, daß sie desto geringer wehren, heruff, sprachen eglische Meister der gelehrten Art, daß sey wurden dankend, die heisser Naturen wehren, und von andern natürlichen gebrechlichen Sachen. Die Meister aber der heiligen Schrift beschworen der Denger ein Theill, vermeinend sey were vom Teufel bebesen. Es namm aber ein betrogen End; Es wehrete dieser Ufflauf in diesen Landen woll 16 Wochen.“

Zur Zeit des großen Sterbens fand eine Begebenheit statt, die noch heute durch die zwei weißen Pferde an dem Speicherfenster eines Hauses am Neumarkt im Bewußtsein des Volkes lebendig erhalten wird. Wir berichten die Sage nach G. Weiden; Oberh. von Grootte hat ihr den Stoff zu einer trefflichen Romanze entlehnt. Es war um das Jahr unseres Heils 1400, daß in allen Landen und besonders in dem Cölnischen sehr viele Leute starben. Nun lebte zu dieser Zeit ein vieldler Ritter in Cöln, Herr Mengis von der Abucht benamset, der mit seiner Hausfrau Richmodis in der friedlichsten Ehe lebte, die aber nicht mit Kindern gesegnet war. Frau Richmodis wurde auch von der allgemeinen Krankheit ergriffen, und starb auch zur größten Trauer ihres Ehegemahls und ihrer Verwandten, und zum größten Leidwesen aller Armen und Hülfbedürftigen, denen die milde Frau eine mildthätige Spenderin gewesen war. Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe der Kirche zu den heil. Aposteln, da das Haus des Ritters Mengis auf dem Neumarkte lag, begraben. In der Stille der Nacht schlich nun der Todtengräber auf den Kirchhof, um die todte Frau Richmodis ihrer Kleinodien, die man ihr gelassen, zu berauben. Emsig schritt er an sein Werk, und grub die Leiche, die man schon gesenket, aus; doch wie er den Sarg öffnet und ihr den Trauring abziehen will, erhebt sich die todte Frau in ihren Leichentüchern. Grausen erfaßt ihn, und sein Geräthe sammt der Laterne auf dem Plaze lassend, nimmt er eiligst die Flucht.

Frau Richmodis nahm darauf die Laterne, und schritt auf der wohlbekannten Straße nach ihrem Wohnhause, wo sie so lange anpochte, bis auch endlich Ritter Mengis ein Fenster öffnete und nach ihrem Begehren fragte. Sie sagte, daß sie seine begrabene Ehehälft sei. Das wollte aber der Ritter nicht glauben und schloß das Fenster wieder. Frau Richmodis pochte von neuem und jammerte, durchschauert von der kalten Nachtlust in dem leichten Todtengewande, um eingelassen zu werden. Da kehrte der Ritter nochmals ins Fenster und vermeinte auch wirklich an der Stimme sein Ehegemahl zu kennen, die ihn auf das Flehendlichste bat, sie doch einzulassen. Der Ritter zweifelte noch immer an der Wahrheit und sagte: „Es sei eben soviel möglich, daß sie sein Ehegemahl, als daß auch seine Kofse die Treppen hinauf auf den Söller stiegen.“ Kaum hatte er aber diese Worte ausgesprochen, als er auch auf der Treppe schon das Gestampfe der Kofse hörte, welche hinauf zum Söller liefen. Da ergriff den Ritter Entsetzen, er eilte zur Pforte um sein Gemahl zu empfangen. Frau Richmodis lachte seit dieser Zeit gar nicht mehr, und spann immer auf das ruhigste;

doch wurde sie auch noch Mutter dreier schöner Kinder. Mit kunstgeübter Hand hatte sie ein großes Tuch gewirkt, und dasselbe der Kirche zu den heil. Aposteln geschenkt, wo es auch lange zum ewigen Andenken aufbewahrt wurde. —

Auf das große Sterben nahm der Lurus in den Kleidern, die Sucht, in Pracht und Glanz zu leben, überhand, als habe man sich dadurch für die ausgestandene Angst entschädigen wollen. Die Röcke wurden kurz, ohne Gerren und bis zu den Knien reichend, auch kamen die Schnabelschuhe auf, die vielfach als ein Werk des Teufels betrachtet wurden. Die Schellen, die an den Spitzen der Schuhspindeln befestigt wurden, verbreiteten sich bald auf andere Theile des Anzugs. Gürtel, Knie- und Armbänder, die Zipfel der Mäntel wie die Spitzen der Hüte und Mützen wurden mit Schellen besetzt. Als die übermäßig langen Ärmel beschwerlich wurden, unterband man sie und nun entstanden die Bluderärmel, die bald darauf geschlitzt und mit Unterfutter versehen wurden, wodurch die „Puffen“ gebildet wurden. Die Kleidung der Frauen war ebenso bunt und verschwenderisch ausgestattet, wie die der Männer. Daß der Rath von Cöln gleichfalls Kleiderordnungen erlassen habe, ist anzunehmen. Auch auf andern Gebieten suchte er dem einreisenden Lurus zu steuern. Noch 1596 erließ er eine Verordnung gegen das häufige Aufschwanden der Cölnner nach Deuz und verbot darin das „üppige Ueberfahren und Zechen in den Tabernen, Wein- und Bierhäusern“ bei einer Strafe von drei Gologulden. Das übermäßige Trinken war ein Nationalallaster der Deutschen, schon dem Tacitus bekannt. Die Cölnner werden darin ihr möglichstes geleistet haben und noch heute gehört „ein guter Trunk“ bei ihnen zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

Die Buchdruckerkunst hat in Cöln sehr frühe geblüht. Die Sage läßt sogar Doctor Johann Faust in dieser Stadt sein Wesen treiben. Ulrich Zell aus Hanau hatte die erste Buchdruckerei begründet. Nach ihm waren Johann Guldenschaff und Johann Koelhof berühmte Drucker. Letzterer druckte die „Kronik von der hilligen Stadt Cöllen.“ Andere, wie Quentel, Hittorp, Heil, Hirschhorn, Birkmann und Wylus verdienen ebenfalls mit Anerkennung genannt zu werden. Aus ihren Officinen ging eine Menge der werthvollsten Schriften hervor, die zur allgemeinen Volksbildung dienten und in manchen Geistern das Licht der Wahrheit anzündeten. Es ist bemerkenswerth, daß im „hilligen Cöln“ schon 1470, also lange vor Luther eine deutsche Bibelübersetzung erschien, die als Fundgrube für das Studium der niederdeutschen Sprache dient. Cöln hatte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Gipfelpunkt seiner Größe erreicht. Aeneas Sylvius, der diese Stadt damals besuchte, schildert in begeisterten Worten ihre Pracht, den Schmuck der Kirchen und Häuser, den Reichthum des Volkes. Da die Bürger auf Seite des Kaisers Friedrich III. gegen Karl den Kühnen, der Neuß belagerte, gestanden hatten, so erhielten sie von diesem viele neue Privilegien, obgleich sie nur für ihre eigene

Sache gegen Erzbischof Ruprecht von der Pfalz gefochten, dem das Domkapitel den Propst Hermann entgegenesetzt. Im Jahre 1481 empörten sich die Bürger gegen den Rath, der die Münze erhöht hatte, und im folgenden Jahre mußten sogar verschiedene Senatoren ins Gefängniß wandern, wofür vierzehn der Häufelführer auf dem Heumarkt den Tod durch die Hand des Henkers

zu erleiden hatten. Der alte unruhige Geist war noch nicht ertödtet; er loberte im Winter von 1513 bis 1514 aufs neue auf, und drei Bürgermeister, zwei Gewaltrichter und drei andere städtische Beamte, welche öffentliche Gelder unterschlagen hatten, mußten ihr Vergehen mit dem Leben büßen. Andere wurden aus der Stadt verwiesen.

V.

Dem alten kölnischen Wahlspruche getreu: „Halt fast do keiserlicher Boor, blieb beim Rich, et fall söß oder soor“ hatte die Stadt in fester Treue zu den deutschen Kaisern gestanden und bei Anwesenheit eines Reichsoberhauptes in ihren Ringmauern durch glänzende Feste bewiesen, wie hoch sie dieses Glück zu schätzen wisse. Ueberhaupt zeichneten sich die Kölner von jeher durch ihre Virtuosität aus, öffentliche Feste und Lustbarkeiten zu veranstalten. Die Vermählung der Prinzessin Sybilla von Brandenburg mit dem Herzog Wilhelm von Jülich wurde am 25. Juni 1481 mit der größten Pracht gefeiert. Die Braut erschien in einem vergoldeten Wagen, strahlend im reichsten Schmucke und von einer großen Anzahl edler und schöner Jungfrauen umgeben. Als 1486 der Sohn Kaiser Friedrichs, Maximilian, in Aachen zum römischen Könige gekrönt wurde, fand unter Andern ein glänzendes Turnier auf dem Altenmarkte statt, in welchem Maximilian sich mit dem Pfalzgrafen Philipp maß. Dieser hob seinen Gegner aus dem Sattel, ohne ihn zu verletzen. Abends fand ein großes Gastmahl mit Tanz statt. Maximilian kehrte 1494 mit seiner Gemahlin wieder nach Köln zurück, um die Huldigung der Bürgererschaft entgegen zu nehmen. Im Sommer 1505 war er abermals in Köln anwesend. Es wurde ein Reichstag auf dem Gürzenich, diesem berühmten Tanzhause, abgehalten, das im Jahre 1441 erbaut worden ist. „In besagtem Jahre“ heißt es: „begann die Stadt Köln zu erbauen das große kostbare Tanzhaus oben Mauern, so man Gürzenich nennt, wo vorher Häuser, Schmieden, Wirths- und Waarenlagerhäuser gestanden hatten.“ Die Brüder Gürzenich, zwei reiche Kaufleute, hatten ihr Lagerhaus der Stadt geschenkt, weshalb man dem Prachtbau den Namen dieser Männer beilegte.

Kaiser Maximilian war gerne in Köln, dessen Bürgerschaft Alles aufbot, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Im Jahre 1473 hatte die Stadt seinem Vater ein schönes, mehr denn zwanzig Mark schweres silbervergoldetes Trinkgeschir, worin 2000 Gulden waren, ihm selbst ein Paar schöne Kammen mit 600 Gulden geschenkt. So zog es ihn denn auch im Sommer des genannten Jahres nach der alten Rheinstadt, deren Frauen den ritterlichen Kaiser mit ihren großen Augen so freundlich anblickten, deren Männer ihm so herzlich Grüße zuriefen. Von Kurfürst Joachim von Brandenburg und Kurfürst Friedrich von Sachsen begleitet und von einer großen Zahl

Ritter und Edeln gefolgt, ritt er durch die blumengeschmückten Straßen und stieg in dem Engelbrechtschen Haus bei St. Columba ab. Am 20. Juni wurde der Reichstag eröffnet. In den folgenden Tagen fanden allerlei Festlichkeiten, unter Andern ein prächtiges Tanzfest im Freien statt, das des Kaisers Oberhofmeister, Graf Friedrich von Zollern angeordnet hatte. Von einem Besuche beim König von Kastilien zu Emmerich zurückgekehrt, hielt Maximilian am 15. Juli einen wahren Triumphzug von Niel nach Köln. An der Spitze ritt der Graf von Zollern mit den Herolden, Trompetern und Paukern, alle in glänzende Wappenröcke gekleidet. Nach diesen kam der Kaiser im strahlenden Harnisch, die Lanze in der Hand tragend, umgeben und gefolgt von einer Menge Fürsten, in reichen Helmen und Harnischen, mit Perlen, Edelsteinen, Gold und Silber verziert, auf reich geschmückten Pferden. An sie schlossen sich 863 Grafen und Barone und eine Anzahl Ritter, Reislige und Knappen, in den prächtigsten Kleidern und Rüstungen, zu sieben Personen in Gliedern gereiht. Am Trankgassenthor wurden sie unter dem Geläute aller Glocken von den Bürgern Kölns empfangen und nach dem Heumarkt geleitet, wo ein großer Rundmarsch nach Siegerweise gemacht wurde. Hierauf fand im Gürzenichsaale ein großes Bankett statt. Das Essen bestand aus achtzehn Gerichten; die Gäste speisten von silbernen Schüsseln. Nach beendigter Tafel wurde der Saal zum Tanzen eingerichtet. Der Kaiser eröffnete den Ball mit der Herzogin von Lüneburg, denen vier Herzöge mit brennenden Wachsfaceln vortanzten.

Um drei Uhr Morgens zog sich Max zurück. In den folgenden Tagen wurden die Geschäfte des Reichstags fortgesetzt, unter Andern die Streitigkeiten zwischen den Herzögen Albrecht und Wolfgang von Baiern und dem Pfalzgrafen Philipp beigelegt, wie Anastasius Grün in seinem schönen Romanzenfranze „der letzte Ritter“ singt:

Zu Köln da bot der Pfalzgraf Albrechten friedlich die Hand,
Und König Max als Ritter vereint das Friedensband;
Genügen will's nun Jedem, was früher ihm zu schlecht,
Burghausen nimmt der Pfalzgraf, den Fürstenhut Albrecht.

Des Abends gab der König ein Lustbanket den Herrn,
Denn er vermählt dem Ernste, die heitre Freude gern,
Gleich wie man Trauermale mit Rosen gern umseht
Und auf den ersten Altar viel lust'ge Ampeln seht.

Da gab es Tanz und Lieder und schalkisch Mummenspiel,
Und Poffen sonder Ende, und Jubeln sonder Ziel:
Die zwei verführten Fürsten, verschlungen Arm in Arm,
Durchwallten, fröhlich scherzend, den buntbewegten Schwarm.

Am 1. August verließ der Kaiser Köln, das er nicht mehr wiedersehen sollte. Mit ihm schließt das eigentliche Mittelalter ab; eine neue Zeit, die mit Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst im Keimen war, entfaltete sich in bestimmten und charakteristischen Zügen. Und Köln, dessen Blüthe sich in seinen glänzenden Festen zu Ehren des „letzten Ritters“ offenbarte, mußte nur zu bald einsehen, daß auch diese Blüthe vergänglich sei. Noch veranstaltete es bei der Huldigung Carls V. prächtige Tänze, noch sonnte es sich im Glanze kaiserlicher Majestät, als dieser am 5. Januar 1531 die Wahl des römischen Königs im Gürzenichsaale auf seinen Bruder Ferdinand lenkte. Allein die Stunde seines Rückganges sollte auch schlagen. Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien gab dem Handel neue Richtungen und untergrub den Reichthum Kölns, der auf ihm ruhte. Die Reformation zog endlich auch diese Stadt in ihre Kreise, obgleich Männer wie Pfefferkorn, Ortwein, Gratius, Arnold von Tonnern, Hoogstraten und Köllin sich mit aller Macht gegen die neue Lehre stemmten und ihre Befenner auf dem Scheiterhaufen enden mußten. Die Erzbischöfe Hermann von Wied und Gebhard von Truchseß wurden ihre Anhänger; Letzterer vermählte sich sogar mit der schönen Agnes von Mansfeld. Der Rath gelobte zwar in seinem Eide „aus allen Kräften den katholischen Glauben, ohne Einführung zwiespaltiger Neuerung, treulich zu befördern“, allein die Bürgerschaft wandte sich dennoch theilweise, erst heimlich, dann öffentlich, der Augsburgischen Confession zu. Alles Petitioniren um freie Religionsübung half nichts, endlich kam es so weit, daß die Evangelischen Köln verlassen mußten. Dadurch wurde seiner Gewerthätigkeit eine tiefe Wunde geschlagen. Die Holländer hatten schon längst die freie Schifffahrt auf dem Rheine gehemmt und an seinen Mündungen drückende Zölle angelegt. Die Hanse verlor alle Lebensfähigkeit, und wenn auch der Handel Kölns nach Auflösung dieses einst so wichtigen Bundes und trotz allen hindernden Fesseln sich noch bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf einer gewissen Höhe erhielt: der dreißigjährige Krieg mit seinen traurigen Folgen machte sich auch in Köln geltend, und so sank diese einst so blühende und mächtige Stadt immer tiefer. Zu allem Ungemach von Außen gesellten sich noch Unruhen im Innern, die aber durch Religionsstreitigkeiten hervorgerufen wurden. Der schwedische General Baudissin hatte beinahe das ganze kölnische Erzstift mit seinen Schaarren überzogen und bedrohte auch Köln. Deuz wurde eingenommen und nur die Wachsamkeit der Bürger verhinderte, daß die Feinde sich nicht auch ihrer Stadt bemächtigten. Der damalige Erzbischof, Ferdinand I., Herzog von Baiern, war ein milder, allgemein beliebter Fürst, der nur auf Mehrung des Wohls seines Volkes bedacht war und es tief

beklagte, daß die Gewalt der Umstände ihn hinderten, den sichtlichen Verfall Kölns aufzuhalten.

Unter den Generalen des dreißigjährigen Krieges zeichnete sich vor Allem Johann von Werth aus, der in Köln eine eigene Wohnung besaß und sich häufig dort aufhielt. Der Sage zufolge hütete er in seiner Jugend die Schweine. Als Probe kölnner Mundart möge nachstehendes Gedicht Carl Gramer's hier Platz finden, das ein Abenteuer des Helden behandelt.

So Köln em ahlen Kämpfers-Doj
Wunt ens nâ Boersmann,
Dâ hat en Mâd, de nennt sich Griet,
Nâ Knâch, dâ nennt sich Jan.

Dat Griet dat woher en fresche Mâd,
Grad we vun Milch un Bloot,
Dâ Jan dat woher nâ starke Boorsch,
Dem Griet vun Hâzen good.

Ens jâht hâ: „Sag“ esu jâht hâ:
„Sag Griet, ben ich deer râch?
Nemm mich zom Mann, do bes en Mâd,
Un ich, ich ben nâ Knâch.“

Do jâht it: „„Jan, do bes nâ Knâch
Un ich en schône Mâd,
Ich well nâ dâft'gen Halsen han
Met Des un Kôh un Pâd.““

Un als dâ Jan dâ Kall gehoot,
Do trof hâ en dâ kreeg,
Schlog immer dâchtig en dâ Feind,
Hoff wennen mândchen Seeg.

We widder hâ no Kôllen kom,
Sos hâ op stolzem Pâd,
Dâ Jan dâ woher no Feldmarschall,
Dâ grose Jan vun Wâht.

We widder en de Poz hâ kom,
Sos en der Poz dat Griet,
It fos vor einem Appelkrom,
Wo it Kruftcheien briet.

Un als dâ Jan dat Griet dât sin,
Vest stell fing Pâd hâ stonn,
Un grôstn itt, un jâht zo im:
„Griet! wer et hât gedonn!“

Un als dat Griet dâ Jan dât sin,
Su blânkig nêgeroß,
Do grôst it in, un jâht zo im:
„„Jan! wer et hât gewoß!““

Die Stadt Köln, der Johann von Werth mehrmals ein Schutz und Schirm gewesen, bewahrt noch seine Rüstung auf, die sich in Walltraß's Museum befindet. Das Gewehr des Helden, so wie sein wohlgetroffenes Portrait sind im Schlosse Schlenderhahn, dem Herrn Raiz von Frenz gehörig, dessen Vorfahr eine Tochter Johanns von Werth geheirathet, aufbewahrt, wo auch sein Adelsdiplom zu sehen ist.

Während Cöln seinen Welthandel mehr und mehr einbüßte, blieb es noch immer wichtig für Kunst und Literatur. Der große Maler Rubens lebte hier und verehrte später der Peterskirche, in welcher er getauft ward und sein Vater begraben lag, das berühmte Bild, die Kreuzigung des Apostelfürsten. Ein anderes Bild von Rubens, die Entzückung des heiligen Franziskus, befindet sich im städtischen Museum. Der Pfarrer an Columba, Caspar Ulenberg, hat sich durch seine Uebersetzung der Bibel einen Namen erworben. Aegidius Gelenius hat mehrere die Geschichte Cölns betreffende Werke geschrieben. Anna Maria Schürmann, die 1607 in Cöln geboren wurde, muß als eine der berühmtesten und gelehrtesten Frauen ihres Jahrhunderts betrachtet werden. Sie war im Malen, Bildschnitzen und Kupferstechen wohl erfahren, in der Musik trefflich ausgebildet, sprach und verstand Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch, Aethiopisch, Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch und Italienisch und war in der Geographie, Astronomie, Geschichte, Philosophie und Theologie bewandert. Königin Christine von Schweden besuchte sie und sprach nachher mit Bewunderung von ihrer großen Gelehrsamkeit und ihrem lebenswürdigen Character und auch Cardinal Richelieu gab ihr Beweise seiner Hochachtung. Die Intriguen dieses in Frankreich allmächtigen Mannes hatten die Wittve Heinrichs IV., Maria von Medicis, nach Cöln geführt, wo sie im Juli 1642 starb. Ihre letzten Seufzer empfing der päpstliche Nuntius, Fabius Chisus, ein geistreicher Mann und seiner Diplomats, der 1655 unter dem Namen Alexander VII. den päpstlichen Stuhl bestieg und sich jederzeit seines Aufenthaltes in Cöln mit Vergnügen erinnerte. Einer früheren Zeit gehört der berühmte Agrippa von Nettesheim an, der 1468 in Cöln geboren wurde und sich als Geheimsecretair des Kaisers Maximilian auszeichnete. Der Dompropst und Universitätskanzler Graf von Neuenaar, Hermann Buschius, Johann Casareus, Johann Mürmelius, Johann Groppe, Andreas Gail und Andere, die theils in Cöln geboren wurden, theils dort lebten, haben mehr oder minder die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in hohem Grade auf sich gezogen. Meister, wie Geldorp, Gorgius und Johann von Aachen brachten die cöln'sche Malerschule wieder zu Ehren.

Die sogenannten Guelich'schen Wirren, die in den Jahren 1680 — 1686 stattfanden, lassen die Demokratie in ihrem Kampfe gegen die Aristokratie in den letzten Zuckungen erscheinen. Nicolaus Guelich, ein Bandhändler, wiegelte die Bürgerschaft gegen den Rath auf, in Folge dessen ein neuer Rath aus seinen Anhängern zusammengesetzt und er selbst zum Syndicus erhoben wurde. Die kaiserliche Acht traf die Urheber der Volksherrschaft; der alte Rath wurde wieder eingesetzt und Guelich nebst seinem Freunde Sar am 23. Februar 1686 enthauptet. Auf der Stelle seines Wohnhauses, dem heutigen Jülichsplaz, stand bis zur französischen Revolution eine Schandsäule mit

dem in Erz gegossenen Kopfe Guelichs. Heute denken Wenige mehr an die traurigen Ereignisse, welche von jenem Plaze ausgingen und die Ruhe Cölns auf lange Zeit hin gefährdeten. Mit dem Jülichsplaze untrennbar verbunden ist das cöln'sche Wasser des Herrn Johann Maria Farina, das den Namen jenes cöln'schen Bandhändlers durch die ganze Welt verbreitet hat. Er hätte sich das gewiß nicht träumen lassen, als er in Mülheim sein Haupt auf den Block legte. Zu dieser Berühmtheit ist er freilich ohne sein Zutun gelangt, denn das cöln'sche Wasser hat mit seiner Person nichts zu schaffen. Lediglich der Umstand, daß die Wohnung eines der bedeutendsten Fabrikanten gegenüber dem Plaze liegt, der einst sein Haus einnahm, hat ihm zu der unverdienten Ehre verholfen. Die Erfindung jenes Wassers fällt in das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts. Die Familie Farina stammt aus Italien und ernährte sich in Cöln nach ihrer Niederlassung vom Hausrhandel mit kurzen Waaren, Quincailerien, Parfümerien u. s. w. Anfänglich war der Absatz des Wassers nicht bedeutend, als aber während des siebenjährigen Krieges Franzosen am Rhein standen und das angenehme Parfüm des cöln'schen Wassers kennen lernten, hob sich der Verkauf desselben sehr. Heute bildet es einen der wichtigsten Handelsartikel Cölns.

Es ist bekannt, welchen Einfluß Ludwig XIV. auf die geistlichen Kurfürstenthümer am Rheine, besonders auf Cöln und Trier, übte. Maximilian Heinrich schloß sich an Frankreich an; die Energie des cöln'schen Senates, der die Folgen dieses Bündnisses für die Stadt voraus sah, verhinderte aber diesmal die Ausführung der Pläne Ludwigs XIV., der sich des Kurfürsten als seines Werkzeugs bedienen wollte. Im Kriege Frankreichs gegen Holland hatte das Erzstift viel zu leiden, die Friedensunterhandlungen in Cöln blieben resultatlos und die Gefangennehmung des Cardinals von Fürstenberg führte den Kurfürsten noch entschiedener auf Frankreichs Seite. Seit jener Zeit bis zur preussischen Herrschaft fanden die Franzosen oft genug den Weg an den Rhein und die cöln'schen Volkslieder wissen gar merkwürdige Dinge von ihnen zu berichten. An den Herzog von Marlborough, der das vom französischen General Marquis d'Allegre vertheidigte Bonn nahm, erinnert das humoristische Lied:

Malbröd ging unger et Freitor,
Mirum tum tum metum tern.
Malbröd ging unger et Freitor,
We lang bliev hä wal us? u. s. w.

Und vom kühnen Parteigänger Lacroir, der im Jahre 1707 Cöln belagerte, erzählt das Lied von den cöln'schen Funken:

Märm Märm en aller Welt,
De löische Zaldaten treden en et Feld,
Söht jiz op zo streden,
De Hoffen op zo steden,
Väht ör Iferen un Gaan op Eid.

Geschwind griest an ör Waffen on Gewehr,
Lacroix es em Lager zo Maloten en der Wehr.
Höht bloßen de Piesse,
Höht rappellen de Trummen,
Gekommen es hä uns alt vill zo wid.

Ganz unverzagt Lacroix en der Näht,
De Kuggeln em För knatsch glödig mäht.
Glödige Kuggellen,
Bommen un Kartatschen,
Wellen se zu Cöllen op de Dächer klatschen.

Cöllen wellen se bombardieren,
De Stadt un Hüser uns rugenieren.
De Cuissellen un Knünchen,
Vicargeffen un Klünchen,
De schlochen er Häng bowver dem Heuf beienein. u. s. w.

Lacroix hatte 15,000 Reichsthaler Brand-
schätzung gefordert, die ihm die Cölnler abschlugen.
Er schleuderte über 300 glühende Kugeln in die
Stadt, die sich aber so tapfer verteidigte, daß der
Freibeuter mit bedeutendem Verluste abziehen mußte.
Ob die Stadtsoldaten, Funken genannt, Heldenthaten
verrichteten, dürfte nach dem vorstehend ange-
führten Volksliede zweifelhaft sein. Sie waren
zufrieden, wenn sie ruhig auf der Wache Strümpfe
stricken konnten und gar ergötzlich sind die Anec-
doten, die man sich in Cöln von ihnen erzählt.
Noch heute bilden sie den nothwendigsten Be-
standtheil des großen Zuges am Carnevals-
montage, in dem auch die sogenannten „Heiligen-
mädchen“, einst in der cölnner Gottesstracht
figurirend, eine Rolle spielen. Diese alte Prozes-
sion ging, wie uns Wallraff belehrt, den zweiten Frei-
tag nach der Osterwoche, aus der Metropolitan-
kirche, wo sich das ganze Personal dazu versam-
melte. Sie bestand aus der Schuljugend und der
Geistlichkeit der acht ersten Kollegiatstifter, den
Consuln, dem Senat u. s. w. und nahm den nächsten
Weg um die bekannten Spuren der ersten römischen
Stadtmauer. An der Mauritiuskirche angelangt,
wurden dem Brustbilde des Papstes Sylvester die
Kränze von buntfarbigem Wachs, die es trug, ab-
genommen und den beiden regierenden sowie dem
ältesten in der Regierung zuletzt gewesenen Consul
präsentirt. Wallraff vermuthet, daß früher bei
dieser sonderbaren Ceremonie etwas gesprochen
worden sei.

Von der Gottesstracht unzertrennlich war das
sogenannte Gecken-Berndchen, eine komische
Figur, die der Prozesion voran tanzte und allerlei
Kurzweil trieb. In der rechten Hand hielt Bernd-
chen ein 3 Fuß langes Horn, an dem ein Fähn-
lein befestigt war. In der linken trug die Figur
einen silbernen Schild mit der Umschrift: „Dieu
protege les Jongleurs.“ In der Mitte des
Schildes befand sich ein Hirschgeweih, von einem
Lorbeerkranz umgeben. Das blaue Unterkleid so
wie der Mantel waren mit Blumensträußen und
Fuchsschwänzen eingefaßt. Das Schwert hatte die
Ueberschrift: „Wer zu Würden gelangen will, der
folge meinem Beispiel.“ Den Kopf deckte ein
silberner Helm mit weißen und rothen Federn, unter

denen zwei Büffelhörner und zwei Schellen her-
vorrugten. Das Gecken-Berndchen figurirte auch
in frühern Zeiten bei dem Bürger-Scheibenschießen.
Schießspiele waren in Cöln überhaupt sehr beliebt,
und bildeten wahre Volksfeste, da der Rath Alles
aufbot, sie mit der größten Feierlichkeit abzuhalten.
Im Jahre 1409 kaufte er den Neumarkt für diese
Spiele, errichtete daselbst ein Schützenhaus und
setzte Preise „Herren-Kleinode“ genannt, für die
besten Schützen aus. Diese Preise bestanden in
Waffen, silbernen Bechern, Löffeln u. dgl. Die um-
liegenden Städte erhielten Einladungen, auch waren
Loosspiele damit verbunden. Es ist sehr zu bedauern,
daß diese Volksfeste abgekommen sind. Die heutigen
Schützenfeste können sich mit ihnen nicht messen.

Kurfürst Clemens August war ein prunk-
liebender Fürst, der Kunst und Wissenschaft schützte.
Er baute das Schloß zu Brühl, das Rathhaus
zu Bonn, das Schloß zu Poppelsdorf und andere.
Sein Hof war der Sammelpunkt bedeutender
Männer und Frauen jener Zeit. Im Jahre 1730
stattete ihm der König von Preußen mit dem
Kronprinzen, nachherigen Friedrich II., einen Be-
such ab. Auf einem Balte erhielt dieser, eines
kleinen Vergehens wegen, vom königlichen Vater
eine Ohrfeige. Das Erzstift hat diesem Kurfürsten
unendlich viel zu verdanken. Bezeichnend ist der
Volkspruch:

Bei Clemens August trug man blau und weiß,
Da lebte man im Paradies.
Bei Max Friedrich trug man schwarz und roth,
Da litt man Hunger wie die schwere Noth.

Der letzte Kurfürst war Max Franz, der
Sohn Maria Theresia's. Als er bei seiner In-
thronisation in der Domkirche dem Volke den Segen
ertheilen wollte, brach der Erzbischöfliche Stab in
zwei Theile. Der Kurfürst wandte sich zu seiner
Umgebung und sagte: „Wäre dieses in früheren
Zeiten geschehen, man würde sicher geglaubt haben,
auch mein Sprengel werde in zwei Theile getheilt
werden.“ Dieses Omen ging allzubald in Er-
füllung. Am 6. October 1794 wurde Cöln von
den Franzosen unter Jourdan besetzt. Der Friede
von Campo-Formio am 17. October 1797 ver-
einigte die alte Rheinstadt mit der französischen
Republik. Der Einzug der Franzosen hat der
Volkspoesie gleichfalls Stoff zu einem Liede ge-
geben, das wir ganz mittheilen wollen:

Beer un nünassig woht et Johr, fidesidesidesom.
Do nohmen se Cöllen en förwoht, zc.
Kaum woren se drei Wochen he, zc.
Do hatten se Geld un meer Papeer. zc.
Do han mer auch dä Dag erläv, zc.
Dat mer dat Geld met Pap gefläv; zc.
De ganz' Armee, de log em Feld, zc.
Un hat nix als papeere Geld. zc.
Wer hat dat Geld dan usgedach? zc.
'N Razion von Kumppe gemaach; zc.
Se ginge domet wal üver de Rhein, zc.
De schönste Klöpp de brahten se heim. zc.

Scharfhand, Major un Kaptein, 2c.
 De quomen en Cölle ohn' Schoon herein; 2c.
 Dä Offzeer un Gineräl 2c.
 Hatte lei Geld dozamal. 2c.
 Karmanjole stief vun Rester, 2c.
 Allerhand Westen vun Manchester, 2c.
 Frankländerd 30 Bozze gemacht, 2c.
 Räck ohne Mauen woht eer Draach. 2c.
 Kohmen auch met Freiheitskappen, 2c.
 De wohten gezeert met allerhand Lappen, 2c.
 Große Höt, un looz dä Bopp; 2c.
 Drogen se op eerem Kopp. 2c.
 Dä eine grün, dä andre gries, 2c.
 Dä drette gäh, dä veerte wies, 2c.
 Dä fünfte bloh, dä sechste ruth. 2c.
 O Gott, helf uns nus dieser Ruth! 2c.
 De Kähs de hatten kein Maneere, 2c.
 Sugar och nit em Exzeere, 2c.
 Do woht dä Volkerepresentant 2c.
 Dä log om Rümmaat op der Bank, 2c.
 Des Drends om Paradeplatz 2c.
 Trof jede Karmanjol si Schaz; 2c.
 De Wädcher hatte keine Gang — 2c.
 Papeere Geld hat keine Klang. 2c.

Am 20. Prairial des Jahres 10 (1802) wurde die Aufhebung aller Stifter, Klöster und geistlichen Stiftungen beschlossen. Die evangelische Gemeinde erhielt die Kirche und das Kloster der regulierten Chorherrn an St. Antonius für ihren Gottesdienst eingeräumt. Aus einer freien, einst reichsummittelbaren Stadt ward Cöln eine einfache Provinzialstadt im Ruhrdepartement, die einer Unterprefectur, einer Centralschule, einem ersten Instanz- und einem Handelsgerichte zum Sitz diente. Die Bevölkerung nahm zusehends ab, leer ward der Hafen, öde und stille erschienen die einst so belebten Straßen und Plätze. Die Stadt, die einst 100,000 Seelen in ihren Mauern einschloß, hatte 1800 nur 38,844, von denen ein Drittel arme Leute waren. Der Handel lag völlig darnieder, das Grundeigenthum war beinahe wertlos geworden. Reisende aus jener Zeit, die Cöln besuchten, sprechen von den Schaaren Bettler, die auf Schritt und Tritt den Fremden aufstießen. In einer Reisebeschreibung, die 1794 verfaßt wurde, finden wir nachstehende Schilderung:

„Unter diesen Bettlern mußt du dir nicht alte abgelebte Leute denken, die außer Stande sind, mit ihren Händen ihr Brod zu verdienen. Nein, du findest unter ihnen junge Leute beiderlei Geschlechts, von zwanzig, dreißig und vierzig Jahren, mit gesunden starken Gliedern, die aber das Betteln, der Bequemlichkeit wegen, dem Arbeiten bei weitem vorziehen. Bis zwölf Uhr Mittags sitzen diese Heerden an den Kirchthüren und an den Ecken der Straßen, oder laufen zerstreut umher. Um diese Zeit aber gehen sie in die Häuser, und betteln sich Essen bei ihren wohlhabenden Mitbürgern. Jeder Bettler hat seine bestimmte Anzahl Häuser,

die er täglich brandschaft, und die gutmüthig genug sind, sich brandschaften zu lassen. Findet ein Bettler für gut zu heirathen, so sieht er sich unter der Bettelgilde nach einem Mädchen um, die aus einer großen Anzahl Häusern Almosen bekommt. Dies ist die Mitgabe, die er fordert, und die ihm mehr werth ist, als baares Geld. Er bringt ihr dagegen eine Anzahl Häuser zu, und nun leben sie zusammen und zeugen junge Bettler.“ Und Pastor Lang schreibt in seiner besamten Rheinreise. „Außer dem Expeditions- handel ist der übrige Handel Cölns kaum von einer besonderen Bedeutung; man kann nicht begreifen, wie es möglich sein kann, daß eine Stadt, die mit ganz Deutschland, Frankreich und Holland eine so nahe Verbindung hat, in Rücksicht ihres ehemaligen günstigen Zustandes, wo sie allein mehr als 30,000 wehrhafte Männer aufwies, so in Abnahme hat kommen können, daß sie jetzt nur höchstens an 40,000 Seelen zählt. Noch auffallender aber und ohne Beispiel ist es, wenn man vernimmt, daß sich in einer Stadt, die 8000 Häuser mit 40,000 Einwohnern zählt, nach einer noch nicht lange angestellten Untersuchung nur 6000 Bürger, das heißt Leute, die sich von ihren Interessen, Handwerk oder Handel nähren, vorfinden.“ Auch Lang gedenkt der vielen Bettler in Cöln, die dem Fremden, der nichts gab, die insamsten Schimpfwörter nachsandten. G. Forster bemerkt in seinen „Ansichten vom Niederrhein“: Bekanntlich geht die Unsitlichkeit der Bettler in Cöln so weit, daß sie den Müßiggang systematisch treiben und ihre Plätze an den Kirchthüren erblich hinterlassen oder zum Heirathsgut ihrer Töchter schlagen. In der Osterwoche ist es gebräuchlich, daß die Armen, die sich schämen öffentlich zu betteln, in schwarze Kittel vermunnt und mit einem Flor auf den Gesichtern auf die Straße gehen, niederknien, den Rosenkranz beten und die Vorübergehenden um Almosen anrufen. Man nennt diese Leute hier mit einem eigenen Namen Kappengecken und ihr widerlicher Anzug ist so auffallend, daß die halbnackten Straßenkinder ihre zerrissenen Hemden sich über den Kopf schlagen, um ihnen diese Mummerei nachzumachen.“

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war im Charakter der Stadt schon einige Aenderung eingetreten. An die einstige starke Bevölkerung erinnerten die großen Weingärten, die früher Hausplätze waren. In guten Jahren wurde aus ihnen 15,000 Ohmen Wein erzielt. Die Karthaus mit ihren Gärten nahm beinahe so viel Raum ein, als Mülheim. Der bekannte Schriftsteller van Alpen lieferte uns eine Schilderung Cölns, die mit den Angaben der übrigen Reisenden stark contrastirt. Die Rheide ist mit Schiffen bedeckt, und über die Masten derselben ragen hoch die prächtigen Thürme empor. „Den Strom aufwärts zur Rechten des Bachus und die Wohnsitze der reichen Cölner. Zur Linken sieht man über den grauen Wellen des Rheins das schön glänzende Mülheim; grade über dem Fluß steht man das uralte Deuz, als Lustgarten für die sich erholenden Gesellschaften.

Das reiche Grün auf dem jenseitigen rechten Ufer macht diesen Anblick noch malerischer. Auf des Flusses spiegelnder Tiefe liegt eine Reihe von Mühlen; Schiffe aller Art fliegen dahin mit aufgespannten Segeln oder werden von Pferden gezogen. Alles lebt, alles ist in beständiger Thätigkeit an den Ufern des Rheins. Unaufhörlich bringt die fliegende Brücke Heere von Menschen über den Rhein und wieder zurück. Die Gärten und Häuser an dem Ufer des Flusses sind gefüllt mit Gesellschaften fröhlicher Menschen. . . . Nicht so schön ist das Innere der Stadt; das Freundliche, das Heitere, das Muntere fehlt hier. Die engen schmutzigen Straßen benehmen selbst den Pallästen das liebliche Ansehen; der bevölkertste Theil ist nicht sehr einnehmend, die finstern Häuser in den engen Straßen haben nicht das mindeste Ansehen von Wohlstand und Sauberkeit. In den letzten Worten findet sich die Schattenseite des schönen Bildes, das der Verfasser vorher an unsern Augen vorübergeleitet ließ. Man darf nicht vergessen, welche Wunden sich Cöln selbst im Laufe der Zeit geschlagen hatte. Die Vertreibung der reichen Tuchmacher im Jahre 1372, dann die Verbannung der Protestanten im Jahre 1608 brachten dem Gemeinwesen großen Nachtheil. Die Hexenprozesse haben nicht minder unter der Bevölkerung Cölns aufgeräumt. Der spanische Erbfolgekrieg zehrte wiederum am Mark der Bürger und endlich kam die große Wassernoth des Jahres 1784, die Manchem Verderben und Untergang brachte. Alle diese Momente zusammen genommen lassen es ganz natürlich erscheinen, daß zur Zeit der Ankunft der Franzosen der Wohlstand Cölns sehr gesunken war. Kaiser Napoleon, der zweimal dort anwesend war, bevorzugte die Stadt sehr, obgleich ihm Nachen mehr am Herzen lag. Er hatte Cöln zu einer der 49 „guten Städte“ erklärt, deren Maires bei allen wichtigen Ereignissen nach der Hauptstadt Frankreichs berufen wurden. Die Errichtung einer Handelskammer und einer Börse sollte dazu dienen, den Verkehr wieder zu beleben. Von großer Wichtigkeit war die Einführung des französischen Gerichtsverfahrens, das auf dem germanischen Grundsatz der Oeffentlichkeit beruhte und Alle vor dem Richter gleichstellte. Das Domcapitel war aufgelöst; Bischof Bertholet residirte in Nachen, der Dom hatte lange als Magazin gedient, ja Napoleon soll sich mit dem Gedanken getragen haben, ihn abbrechen zu lassen. Von den zahlreichen religiösen Instituten waren nur wenige zum Behuf der Krankenpflege und der Erziehung übrig geblieben. Eine Menge Kirchen war abgebrochen oder zu Staatszwecken benutzt worden; mit dem Ertrage ihrer Güter hatte man die öffentlichen Kassen gefüllt. Viele Kirchenschätze waren theils gestohlet, theils mit Gemälden und Antiquitäten nach Paris gewandert. E. von Groote, als Kenner der niederdeutschen Literatur bekannt, hat sich großes Verdienst um ihre Wiederbringung nach Cöln erworben. F. F. Wallraff sammelte, was er in der allgemeinen Verwirrung aufstreifen konnte. Er verwendete Hab und Gut zur Rettung kölnischer Kunstschätze und Alterthümer und legte

sich noch in seinem Alter die größten Entbehrungen auf, um irgend ein Bild aus der kölnner Malerschule, einen kölnner Druck oder sonstige für die Vaterstadt werthvolle Gegenstände dieser zu erhalten. Die Brüder Boisseree sammelten gleichfalls alte Gemälde, allein sie entführten sie dem Rheine und verkauften sie endlich nach München, wo auch die berühmte Düsselbacher Gallerie einen Platz gefunden hatte. Die Hildebold'sche Dombibliothek war nach Arnberg und von dort nach Darmstadt gewandert, wo sie sich heute noch befindet. Wallraff sammelte, weil er es für seine Pflicht hielt, dem eingerissenen Vandalismus nach besten Kräften entgegen zu wirken. Als er im Jahre 1824 starb, setzte er die Gemeinde Cöln zur Erbin seines gesammten Nachlasses ein. Dieser bestand aus einer reichhaltigen Bibliothek und einer Collection Karten, Handzeichnungen, Kupfertischen und Holzschnitten, vielen Rüstungen und Waffen, Marmorantiken, geschnittenen Steinen, Anticaglien, Münzen, kölnischen Alterthümern und 1616 Gemälden, die sich im sogenannten „Kölnischen Hofe“ in der Frankgasse aufgestellt finden. Der Platz, wo sein Haus stand, trägt seinen Namen; noch hat die Bürgerschaft nicht die Pflicht erkannt, ihm ein seinen Verdiensten entsprechendes Denkmal zu setzen.

Am 14. Januar 1814 schlug die Stunde, in welcher die Herrschaft der Franzosen in Cöln ihr Ende nahm. General Sebastiani verließ am genannten Tage mit seinen Truppen und Beamten die Stadt: die Russen rückten ein und betrachteten die Stadt als willkommene Beute. Endlich brachte der Friede zu Paris einen Theil des linken Rheinufers und somit auch Cöln an die Krone Preußen. Die einfache Municipalstadt wurde zum Hauptort des Regierungsbezirks und zum Sitz eines Obergerichtshofes und Landgerichts erhoben. Das Metropolitan-Domkapitel wurde wieder hergestellt und der erzbischöfliche Stuhl durch Ferdinand August, Grafen von Spiegel, wieder besetzt. Zwei Gymnasien sorgten für die Bildung der Jugend; die Errichtung einer Universität in Bonn trug auch den Anforderungen der Wissenschaft Rechnung. Mehr und mehr nahm die Bevölkerung zu, so daß sie heute über 100,000 Seelen erreicht. Ein neuer Geist war mit der preussischen Herrschaft in Cölns Mauern eingezogen. Handel und Gewerbe hoben sich; die vielen öffentlichen und Privatbauten, wozu namentlich die großartigen Befestigungsarbeiten gehören, gaben Tausenden lohnende Beschäftigung. Die glänzenden Tage des Mittelalters schienen wiederkehren zu sein. Wie die Stadt bei der Anwesenheit des Kaisers Maximilian die prächtigsten Feste veranstaltete und allen Glanz des mächtigen Bürgerthums entfaltete, so ehrte sie auch den König Friedrich Wilhelm IV., als er am 4. September 1842 den Grundstein zum Fortbau des Doms legte, durch ein großartiges Fest und zeigte dadurch auf unzweideutige Weise wie glücklich sie sich fühle, der Krone Preußen unterthan zu sein.

VI.

Es war im Jahre 1814, als Deutschland schwelgte im Jubel über die erkochten Siege und von allen Bergen Freudenfeuer gen Himmel loderten. Man trug sich viel mit Gedanken und Plänen, wie man Denkmäler zur Erinnerung an das gebrochene Joch der Fremdherrschaft errichten wolle. Da ließ Joseph Görres, der wahrhaft deutsche Mann in seinem „Rheinischen Mercur“ nachstehende Mahnworte ergehen: „Ein Vermächtniß ist der Dom in Köln, und ist auch in uns die deutsche Ehre wieder aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieses zu seinem Ende gebracht, und den Bau vollendet ausgeführt haben. Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herab beschworen; aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können; und so flattert sie halb Geist und halb verkörpert, wie beim Sterbenden oder Ungeborenen, um die gewaltige Masse; und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unsern Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verließen, und also hat der zornige Geist gesucht: so lange soll Deutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Uebermuth, bis sein Volk sich wieder der Idee zuwendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt; und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung, und bescheidene Selbstverleugnung, wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie bis jetzt in seiner Verfunkenheit aufgegeben. Die Nächsten haben der wahrhaftigen Stimme gelacht, und bei sich überlegt, wie sie es wohl selbst durch eigenen Verstand abwenden, und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns ist er vollzogen worden. Und weil wir uns darüber wieder auf uns selbst besonnen haben, darum ist auch an uns der Ruf ergangen: zu vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht, dem wir gleich werden wollen, angefangen.“

Und Mar von Schenkendorf, der ritterliche Sänger, klagte, daß auf dem Dache noch immer der alte Krähnen stehen müsse, verhehlte aber nicht seine Hoffnung, daß der Jüngling gefunden werde, der den Tempel wieder baue. Auch Wallraff und andere edle Männer erhoben ihre Stimme, das Meisterwerk deutscher Baukunst vor dem nahenden Verderben zu retten, die Hand ans Werk zu legen, um weiterzuführen, was viele Jahrhunderte der

Vollendung fruchtlos entgegen gesehen. Der Dom war beinahe zur Ruine geworden. Seit im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts das Langschiff in den Hauptmauern und Säulen bis zur Höhe der Kapitale der Seitenschiffpfeiler geführt worden, ruhte die Bauhätigkeit völlig. Die Franzosen benutzten bekanntlich das Gebäude zum Fourage-Magazin; Niemand kümmerte sich damals um seine Erhaltung. Die Steine verwitterten, das Eisen, mit welchem sie verbunden waren, oxydirte und so löste sich der Verband auf. Gras und Kraut wucherten üppig in den Fugen und boten den Freunden altdeutscher Kunst den trostlosesten Anblick dar. Da wies der großherzoglich darmstädtische Oberbaurath G. Moller in den Bemerkungen zu seiner Abbildung der in Darmstadt aufgefundenen Originalzeichnung des Domes die Möglichkeit und die Mittel des Ausbaues nach. S. Boissere schrieb sein großes Domwerk, das vielfach anregend wirkte und zur richtigen Würdigung des gewaltigen Kunstwerks beitrug. In Folge der Besichtigung des General-Bau-Directors Schinkel entschloß sich König Friedrich Wilhelm III., den Dom vor völliger Vernichtung zu bewahren. Es wurden von 1817 bis 1840 über 200,000 Thaler unter Ahlerts und dann unter Zwirners Leitung zur Restauration verwendet. 125,000 Thaler hatten die Cathedralsteuer und Geschenke aufgebracht. Als die Wiederherstellungsarbeiten vollendet waren, begann man dem Gedanken näher zu treten, ob es nicht möglich sei, das herrliche Gotteshaus zu vollenden. Die damalige Zeitrichtung war dem Gedanken günstig, den Dom als Symbol der deutschen Einheit von allen Stämmen ausbauen zu lassen. Die Dichter erhoben wieder ihre Stimmen; Bussó von Hagen rief den Deutschen zu:

Der Dom gehört uns Allen an,
Dem Völkerbund ein Contersey;
Ein jeder Stamm erkenne dran,
Daß Pfeiler er am Hause sei.

Drum baue auch am deutschen Dom
Jedweder einen Pfeiler auf,
Bezeichne seiner Heimath Strom
Durch eines Bindebogens Lauf.

Wer trägt und stützt das Vaterland?
Die reichen Städte sollen's sein.
Sie mögen ihre Schöpferhand
Den Säulen und der Wölbung weih'n.

Der König wird dann einen Thurm
Vollenden zur Erhabenheit,
Die, trogend jedem Wettersturm,
Unwandelbar für alle Zeit.

Den andern baut mit frischer Kraft
Das Rheinland, an der Spitze Cöln
Was edel will und tüchtig schafft,
Darf nahe sich dem Fürsten stell'n.

Und Levin Schücking schickte seinem wunderbar poetischen Büchlein über den Dom das ergreifende Lied „Der Bettler am Rhein“ voraus, in dem er den Dom als Bettler hinstellt:

Grau ist sein Kleid, in dem die Winde wühlen,
Zerfetzt von Sturm und Wetter sein Gewand,
Dran wülste Schau'r und Schlossen niederspülen —
O blüht auf ihn, o öffnet eure Hand!

Er stehet stumm — ein herzzerreißend Flehen!
Der Bettler ist ein königlicher Greis!
Bringt ihm ein Kleid — um diesen Scheitel sehen
Die Zacken einer Krone noch im Kreis.

Durch alle deutschen Gauen erging der Mahnruf, mitbauen zu helfen am köln'schen Dome. Am 14. Februar 1842 constituirte sich der Central-Dombau-Verein, dessen Protectorat Sr. Majestät der König übernahm, indem Er Schutz und Schirm dem großen heiligen Werke zusagte und jährlich 50,000 Thaler zum Vollendungsbau anwies. Durch dieses hohe Beispiel angeregt, wandten auch andere deutsche Monarchen, unter ihnen König Ludwig von Baiern, dem Dombau namhafte Geldsummen zu. Ueberall bildeten sich Dombauvereine und so konnte man im Herbst des Jahres 1842 zur feierlichen Grundsteinlegung schreiten. An alle deutschen Fürsten waren Einladungen ergangen. König Friedrich Wilhelm IV. erwiderte dem Vorstand des Cöln'schen Central-Dombauvereins, welcher den Monarchen zum Domfeste eingeladen hatte, wie sehr er sich der lebendigen Theilnahme freue, welche der Vorstand des Vereins in einer schon früher überreichten Dankadresse für die Sache des Dombaues kundgegeben. Er theilte die Ueberzeugung von der hohen Bedeutung des Unternehmens, wie nicht minder das Vertrauen und die Zuversicht, daß dasselbe, seiner Schwierigkeiten und seines Umfangs ungeachtet, zur ersehnten Vollendung werde geführt werden, und Er finde sich darin bestärkt durch die erfreulichen Resultate, welche der Verein während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit bereits erlangt habe. „Möge es,“ führen Sr. Maj. fort, „demselben gelingen, die Flammen der Begeisterung, welche ihn beseelt, weit und breit in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht nur zu vorübergehendem Auslodern anzufachen, sondern dauernd zu nähren, damit das erhabene Werk gedeihe und sich vollende, einer großen Vorzeit würdig, der Gegenwart zum Ruhme und der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde deutschen Kunstsinnes und deutscher Frömmigkeit, Eintracht und Thatkraft.“ Diese königlichen Worte fachten die Begeisterung für das große Werk noch höher an und zahllos waren die Gäste, die sich am Vorabend des Festtages in Cöln's Mauern einfanden.

Da große Manöver am Rheine abgehalten wurden, so waren eine Menge Fürsten und Ge-

nerale erschienen, denen sich Diplomaten und Staatsmänner, wie Fürst Metternich u. A. zugesellten. Am 1. September kam der König, von Ihrer Majestät der Königin begleitet, von Düsseldorf nach Cöln. Alle Häuser, durch die sich der Zug bewegte, prangten im reichsten Flaggenschmuck, die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten von den Wällen. Lauter Jubel begrüßte das geliebte Herrscherpaar. Nicht geringe Aufmerksamkeit erregte die schlichte einfache Gestalt des Erzherzogs Johann, der im Namen Oesterreichs zu den Festlichkeiten erschienen war. Der zu der Grundsteinlegung bestimmte Tag war ein Sonntag. Glockengeläute und Kanonendonner verkündeten der Stadt, die abermals im Flaggenschmuck prangte, daß die Stunde der bedeutsamen Handlung nahe sei. Die Mitglieder des cöln'schen Dombauvereins, die große Domfahne an der Spitze, begaben sich im feierlichen Zuge nach dem Domplatze, den eine unabsehbare Menschenmenge füllte, und von dort in den Dom, wo die Majestäten mit den hohen Gästen bereits angelangt waren. Der Coadjutor v. Geißel celebrirte das Hochamt unter Assistenz einer großen Anzahl Prälaten, die zum Feste nach Cöln gekommen. Nach Beendigung der Messe begab sich der Zug auf den Dombhof zurück, wo für die Allerhöchsten und hohen Herrschaften Estraden gebaut waren. Lauter Jubelruf begrüßte das geliebte Herrscherpaar. Während die Schuljugend ein Lied sang, unterzeichnete der König die in doppelter Ausfertigung vorliegende Urkunde der Grundsteinlegung. Nach Sr. Majestät unterzeichneten Ihre Majestät die Königin und dann die übrigen Gäste, der Präsident des Central-Dombau-Vereins und der Oberbürgermeister. Als die Einweihungsworte durch den Erzbischof gesprochen waren, legte der Dombaumeister die Urkunden u. s. w. in den Grundstein und die Schlußplatte darüber. Dann wurde der König eingeladen die üblichen Hammerschläge zu thun. Als sich Sr. Majestät vor dem Steine befand, erhob sich ein stürmischer Jubelruf, der erst endigte, nachdem Allerhöchstersehrer selbst mehrmals durch Zuwinken zur Ruhe aufgefordert hatte. Mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme sprach der König die folgenden Worte:

„Ich ergreife diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heißen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombau-Vereine aus unserm und dem ganzen deutschen Lande hier zusammengelassen sind, um diesen Tag zu verherlichen.“

Meine Herren von Cöln! Es begiebt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Es ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn Ich dies bedenke, so füllen sich Meine Augen mit Thränen und Ich danke Gott, diesen Tag zu erleben. Hier, wo der Grundstein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie, — so mögen sie für Deutschland, durch Gottes Gnade, Thore einer großen neuen Zeit werden! Alles Arge, Unrechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von

ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte!

Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neun und zwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte; derselbe Geist, der gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die köln'schen Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! — von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie Eins sind in dem einigen, göttlichen Haupte! —

Der Dom von Köln — das bitte Ich von Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage.

(Unterbrechung durch lauten Jubelruf.)

Meine Herren von Köln! Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste erkannt. Heute gebührt ihr dies Selbstlob. Rufen Sie mit Mir — und unter diesem Rufe will Ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit Mir das tausendjährige Lob der Stadt: *Maaf Köln!*

Unter dem lautesten Jubelrufe der bis zur Begeisterung durch diese Rede bewegten Menge that der König die drei üblichen Hammerschläge auf den Grundstein und begab sich dann auf die Tribüne zurück. Nun erhob sich der Coadjutor und hielt eine längere Rede, in welcher er die Bedeutung des heutigen Festes aus einander setzte. Dann betrat der Präsident des Dombau-Vereins, Herr Stadtrath von Wittgenstein, die Tribüne, um Sr. Majestät den Dank der Stadt Köln und der Vereinsgenossen auszusprechen. Ihre Majestät die Königin wie die übrigen hohen Gäste thaten noch die üblichen Hammerschläge und dann wurde der Stein an dem Domtrahnen in die Höhe gewunden, und dort am Thurme eingesetzt. Stürmischer Jubel begrüßte die Arbeit der Bauleute, die selbst von dem hohen Herrscherpaare mit Aufmerksamkeit verfolgt wurde. So endete dieser Tag. In ähnlicher Weise mag König Wilhelm von Holland am 14. August 1248, von vielen Fürsten und Edeln umgeben, den ersten Grundstein zum Dome gelegt haben. Und wie damals die Aufforderung Conrads von Hochstaden, das große fromme Werk

durch Beiträge zu unterstützen, in allen Landen Anklang fand, so ist auch seit der Grundsteinlegung im Jahre 1842 die Theilnahme für den Fortbau des Domes mehr und mehr gewachsen. Ende 1855 waren für den Bau und Ausschmückung schon 1,374,206 Thaler verwandt worden. Die sechste Säcularfeier der Grundsteinlegung, die am 15. August 1848 unter Anwesenheit des hohen Protectors, Sr. Majestät des Königs, des Erzherzogs Johann von Oesterreich und vieler bedeutenden Männer stattfand, gab der Begeisterung für das schöne Werk neue Nahrung. König Ludwig I. von Baiern hatte die prachtvollen gemalten Glasfenster für das südliche Nebenschiff geschenkt, die im Glanze ihrer reichen Farben strahlten. Der Reichsverweser Erzherzog Johann langte am 13. August in der festlich mit Kränzen und Flaggen geschmückten Stadt an. Als er das Dampfboot verlassen wollte, bemerkte er zum Oberbürgermeister Steinberger: „Köln ist für mich eine gar schöne Stadt, ich habe Köln gerne!“ Vorher hatte er schon geäußert: „Sie haben den köln'schen Dom das Symbol der deutschen Einheit genannt — er ist es, er soll es sein. Das Werk, das wir zu Deutschlands, des Vaterlandes Heil zu bauen haben, ist ein großes, ein riesenhaftes, wie Ihr Dom selbst.“ Daß diese Worte eine begeisterte Aufnahme bei der unabsehbaren Menschenmenge am Rheinufer fanden, ist bei der Stimmung jener Zeit natürlich. Der König langte am 14. August Abends an. In seinem Gefolge befanden sich Prinz Wilhelm, Prinz Friedrich und mehrere andere Personen des königlichen Hauses, der Ministerpräsident und der Minister des Innern, Alexander von Humboldt, Ritter Bunsen und viele Generale. Eine Menge Bischöfe, der päpstliche Nuntius, Gelehrte und Künstler, Deputationen der Nationalversammlung zu Berlin und Frankfurt, unter Letzteren Heinrich von Gagern, waren schon eingetroffen. Unbeschreiblich war der Jubel, mit dem der König begrüßt wurde. Leider gestattet uns der Raum nicht, alle Reden und Gesprochenen, die damals gehalten wurden, mitzutheilen. Am Morgen des 15. kam der König mit den hohen Gästen von Brühl zur Stadt, wo auf dem Neumarkt eine glänzende Parade abgehalten wurde. Dann begann die kirchliche Feier im Dome, nach deren Beendigung sich die hohen Herrschaften im Geleite der Eingeladenen nach dem Gürzenich begaben.

Seine Riesenwände schmückte ein Teppich mit den Wappen zahlreicher Geschlechter Kölns. Die Deckenfelder waren mit schwarzen Reichsadlern auf goldenem Grunde verziert. An den Säulen prangten die Wappen der verschiedenen deutschen Staaten. Blumenguirlanden und Fahnen fehlten nicht. Ein Springbrunnen in der Mitte der Tribüne sandte lustig seine Strahlen bis zur Decke. Das alte mächtige Stadtbanner zwischen den beiden schönen Kaminen erinnerte an die ehemalige Reichsfreiherlichkeit Kölns. Vor den fürstlichen Gästen stand ein fast drei Fuß hoher silberner Pokal, die Alexanderschlacht am Granicus nach Le Drum in getriebener Arbeit darstellend. Franz I. hatte 1745 bei seiner Krönung zum deutschen Kaiser daraus getrunken.

Unter Festliedern und den fröhlichen Klängen der Musik verließ das Mahl. Der König brachte einen herzlichen sinnigen Trinkspruch auf den Erzherzog Johann, welchen dieser ebenso herzlich erwiderte. Herr von Grootte brachte einen Toast auf Deutschland, Heinrich v. Gagern auf die deutsche Einheit aus. Er nannte das Fest selbst „ein Fest der That.“ Hierauf trank der König auf die Mitglieder der Nationalversammlung zu Frankfurt und der Erzbischof von Geißel auf die Fürsten und deutschen Völker, die berufen sind, den deutschen Dom, den Dom des Vaterlandes auszubauen. Erzherzog Johann sprach, sein Glas erhebend: „Die Stadt, die uns das Fest bereitet hat, sie wachse und gedeihe, sie gleiche ihrem Dome stark und kräftig!“ Während des Mahles fanden auf den öffentlichen Plätzen Volksbelustigungen statt. Die ganze Bevölkerung war in einem Freudenrausch, denn seit Maximilian I. den Reichstag in Köln gehalten, war dort kein so glänzendes Fest gefeiert worden. Daß die Illumination prachtvoll war, ist natürlich. Auch bei der Anwesenheit der Königin Victoria von England zu Köln sowie bei der Ankunft des Königs Ludwig von Baiern beehrte sich die Bürgerschaft, ihre Huldigung in großartiger Weise darzubringen. Beide waren gekommen, den Fortbau des Riesendomes anzusehen. Heute ragen schon die beiden nördlichen und südlichen Portalgiebel mit ihren prachtvollen Kreuzkronen stolz in die Lüfte. Am nördlichen Thurne hat die Arbeit begonnen und schon berechnet man die Dauer derselben bis zur gänzlichen Vollendung des Domes einschließlich der beiden Thürme auf zwölf Jahre und die dazu nöthige Summe auf 3,600,000 Thaler.

Köln wird gewiß den Tag, an welchem der letzte Hammerschlag geschieht, mit Festlichkeiten begehen, die in seiner Geschichte unerhört sind. Mit dem Ausbau des Domes besitzt die Stadt ein Kunstwerk, wie die Welt kein Zweites in dieser Art aufzuweisen hat. Wie das Nibelungenlied auf rheinischem Boden erwachsen ist, und dessen Character trägt, so verherrlicht der kölnner Dom auch rheinische Art und Kunst. Aus Beiden tönt uns „die Musik des Volksgemüths einer großen Epoche“ entgegen; im Dome sind die Klänge zu Stein geworden, aber jede Blüthe, jede Blume und Flammenkrone spricht eine Sprache, die laut und vernehmlich über die Lande klingt wie die Memnonsäule, wenn sie der Strahl der Sonne getroffen.

In der Steinmezhütte, der Meister Zwirner einen wahrhaft künstlerischen Geist einzuhauchen wußte, formen und gestalten sich von Jahr zu Jahr die Gebilde, die noch späte Generationen am Dome entzücken werden. Der Dombau hat überhaupt für die Architectur Kölns einen bestimmenden Einfluß gehabt. Ueberall gewahrt man die Rückkehr zur Kunst des deutschen Mittelalters und bereits hat Köln verschiedene Neubauten aufzuweisen, die als Muster gelten können. Der gothische Styl paßt auch am besten für eine Stadt, die den Dom in ihren Mauern hat, obgleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß der romanische Styl bei

Wohnhäusern auch seine Vorzüge hat. Das vom Stadtbaumeister Weyer aufgeführte Schulhaus bei der St. Andreasikirche ist mit seinen rundbogigen Fenstern ein interessanter Bau. Dagegen finden wir in dem, vom selben Meister herrührenden Lagerhaus am Rhein den Styl des Gürzenich angewandt, der augenblicklich wie ein Phönix aus der Schwärze der Jahrhunderte ersteht und durch einen geräumigen Anbau vergrößert wird. Der Bürgerstern, der früher so mächtig in Köln wirkte, hat in jüngster Zeit neue und schöne Blüten getrieben. Der Rentner Nix hat der Stadt zum Bau eines neuen Museums nahezu 150,000 Thaler geschenkt. Nur wenige Jahre, und Köln ist um einen Prachtbau reicher, in dem Alles vereinigt werden soll, was sich in den Räumen des Wallraffschen Museums, wie auf dem Rathhause in künstlerischer, archäologischer und literarischer Hinsicht Bemerkenswerthes findet. Sind die das neue Museum begränzenden Häuser entfernt, so wird ein geräumiger Platz zu Anlagen gewonnen, in deren Mitte sich dann wohl ein Denkmal Wallraffs erheben wird. Der Plan, dem verstorbenen Könige in Köln ein Monument zu errichten, hat in der Rheinprovinz so warmen Anklang gefunden, daß das Zustandekommen nicht mehr bezweifelt werden kann. Es gilt damit, wie es in dem Aufrufe des Comitees heißt, „das größte und freudigste Ereigniß der rheinischen Geschichte: die dauernde Wiedervereinigung der Rheinprovinz mit Deutschland und ihre glückliche Verschmelzung mit Preußen unter dem mächtigen Scepter der Hohenzollern durch ein unvergängliches, würdiges Denkmal zu bezeichnen.“ Dieses wird aus einer Reiterstatue bestehen, die zwischen der Hauptwache und der Börse aufgestellt werden soll, so daß man vom Rhein aus den Anblick des Monuments wie des Gürzenichs haben wird, an den sich die schönsten Erinnerungen des reichstädtischen Kölns knüpfen. Die schöne mit Bäumen besetzte Gereonsstraße, wo der Cardinal-Erzbischof residirt, soll durch Errichtung einer großartigen Mariensäule einen neuen Schmuck erhalten.

Im erzbischöflichen Museum in der Nähe des Domes findet sich eine reiche Ausstellung mittelalterlicher Kunstgegenstände zu religiösem Gebrauche. Veranlassung dazu gab die vor einigen Jahren in Grefeld veranstaltete Ausstellung liturgischer Gewänder und Geräthe. Der Conservator jenes Museums, Dr. Fr. Bock, der diesen Zweig der Kunst zum Gegenstand eines besondern eingehenden Studiums gemacht, hat bereits ein Heft seiner „Geschichte der liturgischen Gewänder im Mittelalter“ herausgegeben, die für die Geschichte des christlichen Alterthums von hohem Interesse ist. Daran reiht sich eine Sammlung getreuer Original-Abgüsse der hervorragendsten kirchlichen Gefäße und Geräthschaften des Mittelalters, wodurch den Kunstfreunden eine practische Geschichte der Goldschmiedekunst geboten wird. Wird dadurch auf religiösem Gebiete die Rückkehr zu einem geläuterten Kunstgeschmack bewirkt, so arbeitet das „Organ für christliche Kunst“, dem sich ein „Verein für christliche Kunst“ angeschlossen hat, rüstig darauf hin, auch auf

weltlichem Gebiete den Sinn für Gothik zu wecken und zu beleben, die an A. Reichen-Sper einen so begeisterten Kenner und Lobredner gefunden hat. Der Reichthum Cölns zieht einen Luxus groß, der sich gleich förderlich für Kunst und Industrie erweist. Der Cölner liebt das bequeme Leben und hat Sinn für Alles, was das Dasein verschönern und angenehm machen kann. Auf der permanenten Kunstausstellung findet er allezeit deutsche wie auswärtige Künstler in ihren Gemälden vertreten und wie seine Vorfahren es liebten, ihre Wohnungen mit schönen Schildereien zu schmücken, so wendet auch er gerne etwas an Bilder, freilich nicht immer aus Geschmack an der Kunst, sondern weil es so zum guten Ton gehört. Die Zahl der früher hier bestandenen Privatgemäldesammlungen ist im Laufe der Zeit vermindert worden. Dennoch findet man hier noch manche Meisterwerke älterer und neuerer Zeit, die dem Fremden bereitwillig gezeigt werden, da es nicht im Character des Cölners liegt, seine Schätze unter Schloß und Riegel zu legen, und sie dadurch todt für die Wissenschaft zu machen.

Das heitere freudige Leben des Volkes, wie es sich in Festen und Spielen, Sitten und Bräuchen offenbart, hat in Cöln noch nichts von seiner Kraft eingebüßt. Die Kirchweihfeste, hier Kirmessen genannt, werden in althergebrachter Gewohnheit mit Essen und Trinken, Tanz und Spiel gefeiert und selbst die Jugend zündet ihre Lichter auf den Straßen noch an und zieht Gaben heischend umher. Wenn Freunde und Verwandte zum frohen Mahle versammelt sind und der mit ächtem Rheinwein gefüllte Römer oder ein Becher aus alter Zeit munter freist, dann wird das von dem verstorbenen de Noël gedichtete Lied gesungen, das nicht verfehlt, jeden ächten Cölner das Herz warm zu machen:

Was de cölsche Kirmessen,
Doh geit et lösig zo.
Su es gein Gotsstrag wick un breit,
Kein Kirmes bei of noh.

In früheren Jahren waren die Cölner starke Schoppenstecher und ihre zahlreichen Weinhäuser führten gar seltsame Namen. Geistfärz, Zuckerpudel, Hirzekämpche, Zuckermuffel und dergleichen sind heute noch besucht, andere sind im Laufe der Zeit der immer mehr überhand nehmenden Vorliebe für das Bier zum Opfer gefallen. Jene Bezeichnungen der Trinkhäuser sind recht charakteristisch für den Cölner, der es liebt, in ihnen seine Gefühle auszudrücken. Auch die Namen der vielen Carnevals-gesellschaften sind oft höchst origineller Natur; sie geben dem ruhigen Beobachter Stoff zu mancherlei Betrachtungen, die aber immer eine Vorliebe für den heitern lebenslustigen Sinn der Cölner erwecken. Ihr Dialect, der fast eine Sprachinsel bildet, eignet sich zu komischen Dichtungen vortrefflich und da ihnen viel Humor, viel Talent zum Auffassen und Wiedergeben des Gehörten und Gesehenen innewohnt, so bieten die Carnevals-sitzungen reichliche Gelegenheit, die lo-

calen Zustände und Verhältnisse durch die Hechel der Satyre zu ziehen, ohne darum beleidigend zu werden. Der alte Spruch „Ged, los! Ged elans“ enthält die Mahnung, nichts übel zu nehmen, weil es unmöglich böse gemeint sein kann.

Der cölner Carneval hat sich eines europäischen Rufes zu erfreuen. Mag er römischen Ursprungs oder, wie der Schiffswagen beweist, aus der fränkischen Zeit her sein, keine rheinische Stadt, selbst Mainz nicht ausgenommen, weiß den Carneval volkstümlicher, heiterer und freudiger zu begreifen, wie Cöln. Als die Franzosen vom linken Rheinufer Besitz nahmen, glaubten sie den Carneval aus politischen Gründen verbieten zu müssen. Später wurde er wieder gestattet, allein das ehemalige Freudenfeuer war zum Glimmen halberloschener Kohlen geworden. Erst im Jahre 1823 beschloßen einige junge Cölner, die alte berühmte Feier zu retten und als der Dichter Schier die noch Schwankenden ermunterte, beging man die Wiederkehr des Prinzen Carneval im altgewohnten Glanze. Die großen Maskenzüge fanden wieder statt und Jeder beeiferte sich, durch Theilnahme an dem Feste zur Heiterkeit des Ganzen beizutragen. Im darauf folgenden Jahre wurde eine nie-gesehene Pracht entwickelt. Selbst Goethe sprach sich in „Kunst und Alterthum“ anerkennend über den Carneval aus und als man ihm im Jahre 1825 eine Einladung sandte, welcher Dr. Dil-schneider die poetische Form gegeben hatte, erwiderte er mit nachstehenden Worten:

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht für Thorheit helfen kann,
War es ein gesundner Bissen
Einem heitern alten Mann,

Daß am Rhein, dem vielbeschwoommen,
Mummschaar sich zum Gesecht
Rüflet, gegen angelommenen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich das Irren wohl zur Hand,
Und so ist es ganz verträglich,
Wenn er sich mit End verband.

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Maria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obscurer
Derbe Lanzenkiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Daß nach Heiterkeit im Leben,
Gibt besonnenem Rausch Gewinn.

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Thorheit Bollgewicht;
Daß mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb' und Pflicht.

Mit diesen ermunternden Worten des Dichtersfürsten war ein neuer Sporn zur festlichen Begehung des Carnevals geboten, der sich von Jahr zu Jahr zu fröhlichem Gedeihen entfaltete. Traten ihm auch mitunter hemmende Umstände entgegen, so nahm er doch jedesmal einen neuen Anlauf, den alten Ruf zu rechtfertigen und jede frische Blüthe, die er im Boden des Volksthumts treibt, ist ein neuer Schmuck im Ruhmeskranze der alten Colonia, deren graue Zinnen und Thürme von so großer Vorzeit, von Freude und Leid in wechselvollem Ringen und Streben, Kunde geben. Man muß nur einmal den großen Maskenzug am Rosenmontag gesehen und Abends dem Balle in den weiten Räumen des Tanzhauses Gürzenich beigewohnt haben, um sich einen Begriff vom köln'schen Carneval zu machen. Alt und Jung wetteifert in humoristischen Sprüchen und charakteristischen Masken und um dem Feste die rechte Würze zu geben, wird auch das Faschnachtsgebäck, Muzen und Muzenmändelchen bereitet, das in keinem Hause um Faschnacht fehlen darf. Man hat behauptet, daß diese Tage die Zeit der schweren Noth für die Angestellten des Leihhauses seien. Wir wollen dieser Thatsache nicht widersprechen, obgleich auch darin die letzten Jahre eine Aenderung gebracht haben mögen. Die sprichwörtlich gewordenen Bettler Kölns sind mit dem steigenden Wohlstand der Bevölkerung verschwunden. Dieser ist eine Folge seines Handels und seiner Industrie, die Köln zu einem der wichtigsten Orte Deutschlands gemacht haben. Und so finden wir es ganz erklärlich, wenn seine Bewohner von einer „Metropole des Rheinlandes“ sprechen, wenn sie mit Stolz auf die Gegenwart, mit Vertrauen in die Zukunft blicken. Dieser Stolz wird von den Bewohnern anderer Städte mit Mißmuth und Aerger angesehen. Man spricht von der Prahlerei der Kölner und spottet des kölnischen Klüngels. Allein die so reden, vergessen, daß es der Gemeininn, das Zusammenhalten in Freud und Leid, die Opferwilligkeit der Einzelnen zum Wohle des Ganzen sind, die in alten und neuen Tagen Großes und Dauerndes vollbrachten. Die Kölner klüngelten schon zur Zeit, als Erzbischof Anno seine Hand nach ihren Gerechtigkeiten ausstreckte; sie klüngelten gegen Conrad von Hochstaden, gegen Engelbert von Falkenburg, gegen die Patricier und die Weber; sie klüngelten auch heute, wo es gilt einen ihrem Gemeinwesen nützlichen Zweck zu erreichen. Dieser Localpatriotismus fehlt mancher Stadt und weil sie ihn nicht besitzt, ärgert sie sich — über den kölnischen Klüngel.

Köln besitzt heute über 100,000 Einwohner. Ungeachtet ein Einzugsgeld von zwanzig Thalern erhoben wird, nimmt die Bevölkerung dennoch von Jahr zu Jahr so zu, daß schon ein Wohnungsmangel eingetreten ist und alles Ernstes die Frage erörtert worden, ob man nicht Raum für neue Anlagen durch Verschmelzung Kölns mit Deuz gewinnen könne. Werden die Festungswerke von Deuz beseitigt, so ist Raum genug für eine doppelt so große Bevölkerung. Bereits reicht der Bahnhof der Köln-Mindener Eisenbahn nicht mehr aus für den großartigen Betrieb. Der Bau der

Deuz-Giesener wie der Deuz-Elberfelder Bahn werden die Anlage zweier neuen Bahnhöfe erforderlich machen, die im engen Rahmen der Deuzer Festungswerke keinen Raum finden können. Nun denke man sich Köln als Ausgangspunkt der Rheinischen Eisenbahn, welche den Rhein mit belgischen und französischen Häfen verbindet. Die Bonn-Köln-Bahn, vermittelt in ihrer Fortsetzung nach Mainz den Anschluß der süddeutschen und schweizer Bahnen, während die Köln-Gresfelder Bahn in ihrer Weiterführung nach Nymwegen und Arnheim Köln mit den holländischen Häfen in Verbindung bringt! Welch' reges Leben strömt durch diese Adern den Mauern Kölns zu! Wie müssen Handel und Gewerbe gedeihen, wo solche Verbindungen nach allen Richtungen Europa's bestehen, wo sich solche Linien wie Strahlen in einem Brennpunkt sammeln! Kölner Handelshäuser haben ihre Agenturen in Amerika wie in Asien. Die moderne Association, die sich durch Verbindung des Capitals mit der Arbeit so gewaltig manifestirt, hat auch in Köln Einrichtungen geschaffen, die in ihrer weiteren Ausbildung den Seehandel dieser Stadt wieder herstellen werden, den sie zur Zeit der Hanse bejaß. Ein Versuch, den Rhein und die See mit denselben Schiffen zu befahren, ist schon gemacht worden. Tritt die projectirte rheinische Rhederei-Gesellschaft ins Leben, so wird sich Köln ebenbürtig neben Hamburg und Bremen stellen, gegen die es in mancher Hinsicht schon voraus ist.

Die Vermittlung zwischen dem Capital und dem credituchenden Publikum wird außer der königlichen Bank und der Privatbank vom A. Schaaffhausen'schen Bankverein bewirkt. Der am 15. Januar 1824 verstorbene Abraham Johann Anton Schaaffhausen, Commerzienrath, Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse, Präsident des Handelsgerichts und Gemeinderathsmitglied, ein wegen seiner Einsicht, Geradheit und Charakterfestigkeit allgemein beliebter Mann, war Begründer eines der ersten rheinischen Bankhäuser, das sich in Folge der politischen Ereignisse des Jahres 1848 in eine Actiengesellschaft unter der Firma A. Schaaffhausen'scher Bankverein umgestaltete. An seiner Spitze stehen Männer, die durch rastlose Thätigkeit, Umsicht und zeitgemäßes Eingreifen schon die großartigsten Erfolge erreicht haben, die nicht allein der rhein-westphälischen, sondern auch der deutschen Industrie zu Gute kommen: es sind die Herren Deichmann, B. Wendelstadt und G. Meyissen, deren Namen mit einer Menge industrieller Unternehmungen und Creditinstitute verbunden sind. Als Präsident der Direction der Rheinischen Eisenbahn arbeitet Letzterer rastlos an Hebung dieser so wichtigen Bahnlinie, die durch ihre Weiterführung nach Mainz und Arnheim sowie über Schleiden nach Trier erst ihren wahren Character erhalten wird. Das Zusammentreffen so vieler Eisenbahnen in Köln hatte die Ueberbrückung des Rheines durch eine stehende Brücke, sowie die Anlage eines Central-Bahnhofes nöthig gemacht. Am 3. October 1855 fand das Fest der Grundsteinlegung zur Rheinbrücke sowie zum neuen Museum statt, das einen neuen Abschnitt in der innern Entwicklungs-

geschichte Kölns bezeichnet. Nach zwei Seiten hin, für das industrielle und geistige Leben dieser Stadt bedeutungsvoll, scharten sich die Bürger Kölns abermals um ihren geliebten König, der an den Rhein gekommen war, um ein neues Denkmal des Fortschritts und der Blüthe zu begründen. Es war ein Freuden- und Ehrentag für die Männer, die rastlos und unermüdet für Hebung seines Handels und seiner Gewerbe gearbeitet, es war aber auch ein stolzer Gedanke Friedrich Wilhelms IV., den gewaltigen Rhein gleich Constantin dem Großen abermals durch eine Brücke in Fesseln zu schlagen, den Zeugen kölnischer Kunst, den Resten kölnischen Alterthums eine würdige Stätte zu bereiten, wo sie der Wissenschaft ferner besser dienen könnten. Vergangenheit und Gegenwart sollten sich an jenem Tage die Hände reichen, um im gemeinsamen Wirken eine noch größere und schönere Zukunft zu bereiten.

Seine Majestät der König und die Königin, in Begleitung Ihrer königlichen Hoheiten des Prinzen und der Prinzessin von Preußen und deren Tochter, der Prinzessin Luise, kamen um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens von Brühl in Köln an. Auf dem Frankfurter wie in der Nähe der umzäunten Baustelle wogte eine bunte Volksmenge. Die stufenförmig aufsteigende Tribüne war mit Civil- und Militäruniformen, sodann mit einem reichen Flor kölnischer Frauen und Jungfrauen bedeckt. Die Bauarbeiter in ihren Festkleidern, sowie ein Sängerverein hatten sich in der Nähe des Werftes, sowie auf einer der untern Estraden aufgestellt. Der königliche Pavillon war mit Drapperieen, Wappen und Laubgewinden aufs reichste geschmückt. Seine Majestät der König und dessen hohe Begleitung langten etwas nach 11 Uhr auf der Baustelle an, wo sie von den Vertretern der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, deren Präsidenten, Herrn von Wittgenstein an der Spitze, empfingen und nach dem Pavillon geleitet wurden. Nachdem ein Choral abgesungen, wandte sich Herr von Wittgenstein in längerer Rede an Seine Majestät, worauf der Bau-Inspector Lohse Geschichtliches über die Entstehung des Brückenbaues, sowie die betreffende Gründungsurkunde verlas. Nunmehr wurden Seine Majestät aufgefordert, die üblichen drei Hammerschläge zu vollziehen. Entblößten Hauptes sprach der König ungefähr die folgenden Worte:

„Meine Herren!

Gottes Gnade hat gegeben, daß wir dieses Werk im Frieden beginnen können; lassen wir bitten, Gott möge geben, daß der Bau im Frieden fortgeführt werden kann; lassen wir bitten, daß er unter dem goldenen Füllhorn des Segens gedeihe; daß das Werk auf immerdar unantastbar bleibe, und daß lange, bevor der letzte Stein zu demselben gelegt wird, auch dem gesammten Europa der Friede wieder gegeben sei.“

Als von allen hohen Anwesenden die Hammerschläge vollzogen waren, brachte Herr von Wittgenstein dem Könige, der Königin und dem ganzen königlichen Hause ein dreimaliges Hoch aus, in

das die ganze Versammlung jubelnd einstimmte. Seine Majestät verfügten sich nunmehr nach dem Dome, wo die Blumenkrone des Südporthals aufgesetzt wurde. Nachmittags besuchten die Allerhöchsten und hohen Herrschaften die kölnische Baumwollspinnerei und Weberei, wo der Präsident des Verwaltungsraths, Herr Gustav Nevisen, in kurzen Worten für das Glück dankte, welches dieser jüngsten Schöpfung der rheinischen Industrie durch die Anwesenheit Sr. Majestät geworden sei, die dadurch die höhere Weihe erhalten. Um zwei Uhr wurde der Grundstein zum neuen Museum gelegt. Auf dem, im großen Casino-Saale von Seiten der Stadt zu Ehren Sr. Majestät veranstalteten Festessen brachten Allerhöchst dieselben, nach einer Anrede des Oberbürgermeisters Stupp folgenden Toast auf die Stadt aus:

„Gewiß erinnert sich noch Mancher unter Ihnen, daß wir vor zwei und zwanzig Jahren zu einem schönen freudigen Feste auf Rolandswerth vereinigt waren. Ich brachte damals einen Toast auf das Emporblühen Kölns, denn die Größe Kölns war damals in Aller Herzen. Ich wünschte, sie möge Dampf und Eisen zu ihren Knechten machen, und durch sie zu ihrer alten Größe erstehen, auf die ich beständig hoffte, aber damals auch nur hoffen konnte. Was wir heute sehen, übertrifft was ich damals ahnte. Köln ist zu einer der ersten Städte Deutschlands emporgestiegen, durch die Tüchtigkeit ihres Handels und das richtige Verständniß ihrer Industrie. Aber auch die Krone fehlt nicht, ohne welche jede große Stadt ein Urding oder zu einer Gefahr wird. Es ist in den Herzen der Kölner die ächte Treue und ein fester deutscher Sinn. Wer die Worte des Bürgermeisters gehört hat, wird ihm beistimmen und sagen: er hat Recht. Meine Herren! Es ist eine unbestrittene Regel: man soll sich nicht wiederholen. Hier aber wo Alles Köln lobt, wird die Wiederholung eine Nothwendigkeit. Ich fordere Sie also auf, mit Mir, wie damals, auf alte Art Köln zu loben: Allaaf Köln!“

Den Beschluß des Festes bildete eine jener Illuminationen, wie sie nur in Köln mit seinem großartigen Rheinpanorama und dem herrlichen Dome gemacht werden können. Raketen und Leuchtkugeln leiteten die Nachtfeier ein; dazwischen sandten die Geschütze ihren Donner über Stadt und Strom. Auf dem reichbesagten Dampfer „Der König“ fuhren die hohen Personen zur Besichtigung der Illumination, die mit der Beleuchtung des Baienthurms begann und ihren Glanzpunkt in den purpurnen Lichtmassen des Domes fand, von dessen oberster Gallerie sich eine feurige Cascade ergoß. Dasselbe Schauspiel wurde den Gästen geboten, die zur Feier der Eröffnung der Eisenbahn von Oberhausen nach Aachen in den Tagen des 17. bis 20. Octobers 1856 nach Köln gekommen waren. Auch dieses Fest, das mit zu den schönsten des Rheinlandes gehörte, bezeichnete einen weitem Fortschritt auf der Bahn der Industrie; jene Eisenbahn besiegelte die Verbrüderung Deutschlands und der Niederlande und sinnig brachte Herr von Wittgenstein auf dem Festessen in Deuz einen dahin zielenden Toast aus, der warmes Echo im

Herzen der anwesenden Holländer fand. Sind doch Eisenbahnen die Adern geworden, durch die sich Leben und Gedeihen in die Körper der Städte ergießt. Gerade ihnen hat Cöln einen großen Theil seines Aufschwungs zu danken; einen andern Theil müssen wir auf Rechnung der Dampfschiffahrt bringen, um deren Hebung sich der verstorbene Kaufmann Heinrich Merckens großes Verdienst erworben hat, während Camp hausen die Schleppe-dampfschiffahrt hervorrief.

Cöln hat überhaupt eine Menge Bürger aufzuweisen, die in ihrem Streben dem Gemeinwesen nützlich zu werden, alle Anerkennung verdienen. Viele von ihnen ersehen die alten Patricier, die auch meistens Kaufleute waren und sich später ihr Ansehen beim deutschen Adel zu behaupten und zu wahren wußten. In Cöln finden sich heute nur wenige Glieder der mittelalterlichen Geschlechter mehr; dagegen leben Abkömmlinge derselben noch hier und da in Deutschland zerstreut, eine Folge der Verbannung, die ihre Ahnen einst getroffen. Unterhalb des Thürmchens zieht sich eine Reihe eleganter Villen kölnischer Banquieres hin. Andere besitzen Landhäuser in Godesberg, Mehlem, Rolandseck oder sonst im Siebengebirge. In letztern Jahren sind Reisen nach Italien sehr in Mode gekommen.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in Cöln das Theater nicht recht gedeihen will. Das Publikum soll zu hohe Anforderungen stellen, während der Director von den auf ihm ruhenden Lasten beinahe erdrückt wird. Der Plan, ein neues Schauspielhaus zu bauen, ist mehrfach aufgetaucht, ohne je verwirklicht zu werden. Die Masse des Volkes besucht das Puppen theater, in dem sich abermals eine Seite des kölnischen Characters abspiegelt. Die Witze des Henneschen sind dem ächten alten Cölner lieber als aller Redepunkt berühmter Schauspieler. Bestevater und Marizebill führen alle erdenkliche Stücke mit solcher Virtuosität auf, daß das lachende Auditorium mit keinem Hoftheater tauschen möchte. Schon mancher berühmte Mann hat als Knabe auf den Bänken des „Krippchen“ gesessen, und träumte sich unterm Spiele der Puppen in eine fremde Welt hinein! Der Besitzer ist alt und grau und gebrechlich geworden, er hat sogar Concurrnz bekommen, obgleich die alten Freunde ihm meistens treu geblieben sind und sich zuweilen familienweise etwas vorspielen lassen. Glaceehandschuhe und Fracks sind nicht nöthig bei ihm; wer gegen ungeschlachte Witze und plumpe Anspielungen eingenommen ist, darf die heiligen Hallen des Henneschen nicht besuchen.

Die Musik findet eine warme Pflege in Cöln. Der Männergesangverein hat sich durch seine Concerte in London europäischen Ruhm erworben. Neben diesem existiren noch eine Menge Musikvereine, an deren Spitze namhafte Componisten stehen. Ferdinand Hiller ist Director der Musikschule die ihr Entstehen der Opferwilligkeit kölnischer Bürger verdankt. Die Concerte werden stark besucht. Die Cölnerinnen haben eine große Vorliebe für Musik und Blumen. In keiner Stadt

Deutschlands trifft man mehr Blumen sammlungen an wie hier. Die Vorliebe für die lieblichen Kinder Flora's wird durch den alljährlich am ersten Sonntag im Mai stattfindenden Blumenmarkt genährt und gepflegt. Bei Kaufmann Engels in der Glockengasse ist ein Gewächshaus, wie so leicht kein Zweites gefunden werden dürfte.

So entfaltet sich das öffentliche Leben Cölns nach den verschiedensten Richtungen. Handel und Industrie herrschen vor: sie prägen dem Character der Stadt wie der Bevölkerung ihren eigenthümlichen Stempel auf, während sie die Träger einer großen Gegenwart und noch größern Zukunft sind. Wer das Pulsiren dieses gewaltigen Verkehrs beobachten, sich ein Bild von der Thätigkeit Cölns auf commerciellem wie industriellem Gebiete machen will, der muß den Hafen besuchen oder die Berichte der Handelskammer lesen, in denen von der geübten Hand des Präsidenten, Herrn Meyissen, eine übersichtliche Darstellung aller Verhältnisse Cölns gegeben wird. Bezeichnend ist eine Stelle im letztjährigen Berichte, die als Andeutungen für die Zukunft unsere Chronik beschließen möge. Es heißt dort: „Je mehr wir in preussischem und deutschem Interesse für die beiden westlichen Provinzen ein starkes Centrum, besetzt von einer in steigender Blüthe festgewurzten, erprobten Anhänglichkeit an Herrscherhaus und Staat, geboten erachten, damit den zerstreuten Richtungen ein fester Halt gesichert werde, um so mehr müssen wir es von diesem allgemeinen Standpunkte aus beklagen, daß die Gegenwart die Elemente der Größe und Blüthe, die Cölns Vergangenheit vereinigt bot, vielfach zersplittert zeigt. Niemandem, der die Rheinlande mit unbefangenerm Auge betrachtet, wird das Anomale entgehen, das darin liegt, daß Coblenz der Sitz der Spitze der Civil- und Militärverwaltung der Provinz, das Bonn der wissenschaftliche, Düsseldorf der künstlerische Mittelpunkt derselben und daß Cöln vorzugsweise nur die mercantile und industrielle Thätigkeit geblieben, während ihre Lage und Geschichte die Stadt unbedingt zum Centrum aller Bestrebungen der Rheinlande macht. Die künstliche Trennung der Elemente des Volkslebens, welche die bestehende Organisation geschaffen, kann bei längerer Dauer nicht verfehlen, eine bedenkliche Einseitigkeit der Bestrebungen da herbeizuführen, wo im Interesse Aller die reichste Vielseitigkeit geboten wäre. Aus der Mitte des Bürgerlebens tauchen einzelne Erscheinungen auf, welche, wie die Richard'sche Schenkung zur Gründung eines neuen Museums, wie die durch Privat-Beiträge unterhaltene Rheinische Musikschule, in würdiger, höchst anerkennenswerther Weise instinctiv die bestehende Lücke auszufüllen streben.“

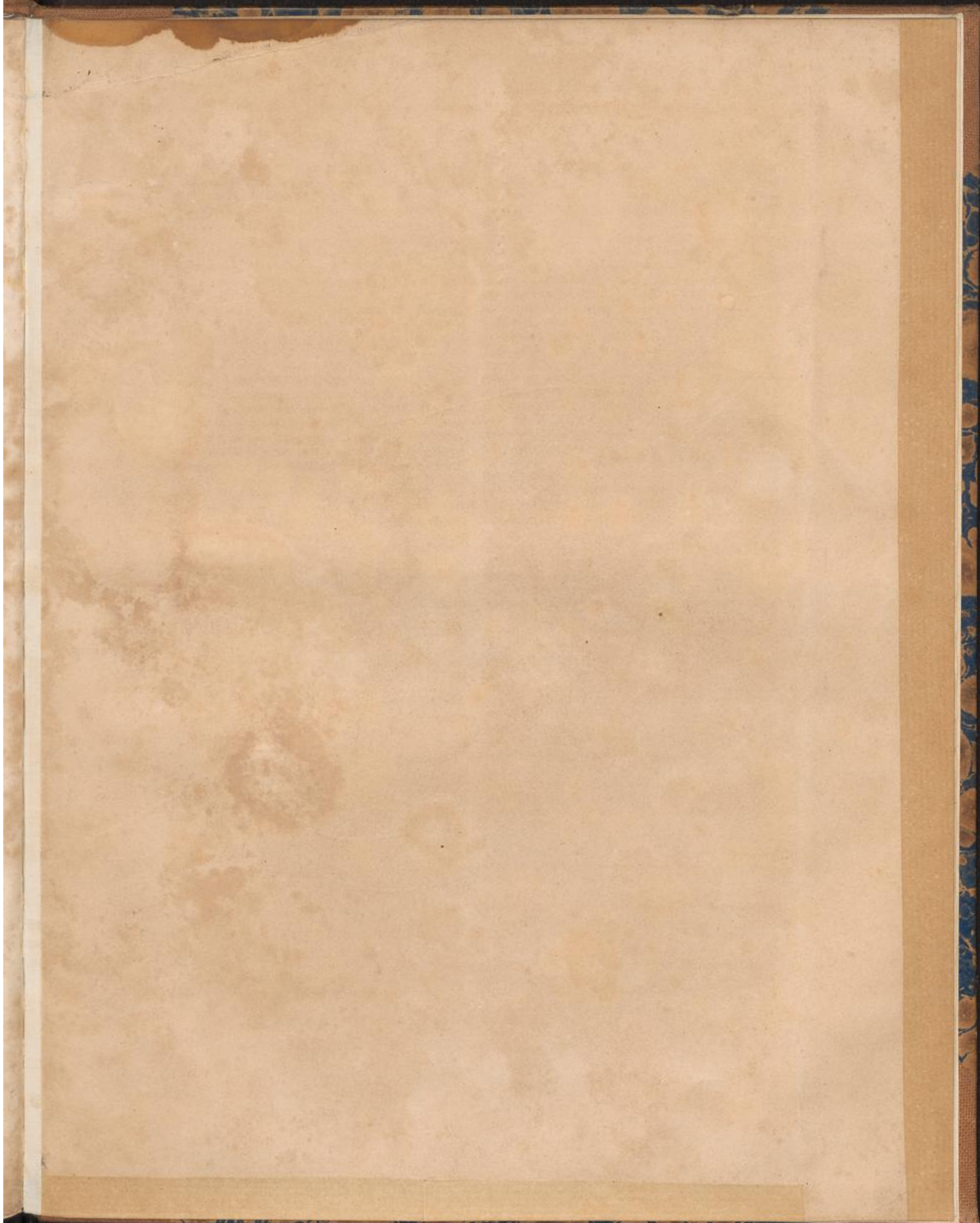
Bei der wachsenden Aufgabe jedoch, welche die Gegenwart der Stadt stellt, reichen die vereinzelten Bestrebungen nicht aus; der Gemein Sinn Aller wird die Lösung des Problems anzustreben haben, das geistige mit dem materiellen Leben in Einklang zu bringen. Mit dem Ausbruch der französischen Revolution hat die Aristocratie der Rheinlande, die früher ihre Höfe in Cöln hatte, sich von

der Stadt zurück aufs Land gezogen; auch die in älterer Zeit zahlreichen Rentner haben sich in Düsseldorf, Bonn u. s. w. niedergelassen. Soll eine neue zeitgemäße Mischung aller dieser Elemente im Centrum der Rheinlande, wie wir dieses für ein politisches und wirtschaftliches Bedürfnis erachten, erzielt werden, so wird auf durchgreifende Verschönerung der alten Stadt, auf Erweiterung ihres Umfanges, sei es auf dem linken Ufer, sei es auf dem rechten durch Einverleibung von Deuz in die Stadtgemeinde und durch Erweiterung der Deuzer Festungswerke hinzuwirken sein. In die verschönerte Stadt wird die Wissenschaft, sei es in Form einer polytechnischen Schule, oder einer Universität einziehen und auch die Kunst eine bessere Stätte finden müssen. Wir beschränken uns hier darauf, diese der Zukunft angehörigen Ideen nur anzudeuten, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die materielle Thätigkeit nur dadurch ihre Weiße und wahre Berechtigung erlangt, daß sie dem geistigen Leben den Weg bahnt und ihre Mittel zu seinem Dienste anwendet.“ In der Hoffnung, daß sich diese Wünsche verwirklichen werden, schließen wir mit dem Lobspruche Justus Scaliger's, Professors in Leiden (1540 — 1609) auf Cöln:

Cöln die größte Königin am verwandten Rheine,
Mit diesem Titel begrüßt dich auch die stolze Muse.
Römer gründeten dich, Deutsche bewohnten dich,
Belgisches Land bist du, dreimal glücklich und nichts, o
herrliche, mangelt dir.

und den Worten eines rheinischen Dichters, die er bei Gelegenheit des großen Dombaufestes geschrieben:

Dein König blicket froh nach Dir,
Zählt Dich entzückt zu seinem Lande,
Umschlingend Dich mit starkem Bande:
Du bist des Rheines schönste Zier.
So mögst Du fest auch an ihm hangen,
Dein denkt er liebend dort und hier.
Als Einheitszeichen ragt der Dom,
Ihm zollt die Spenden jeder Glaube.
Nie wird das Volk am Rheinesstrom
Dem blut'gen Haß, dem Streit zum Raube.
Dein König wahret Dir den Frieden,
Daß Kunst und Wissen schön gedeih'n!
Dir ward viel' Herrliches beschieden,
Mögst Du in Eintracht glücklich sein!





-/n

369 VIII 6 Bg 3,15
5 H

F. Jumpertz
Kof-Buchbinderel
in Köln & Fiedler



